





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Pestbringer

Frankreich F 6,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Der Pestbringer

John Sinclair Nr. 704

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 31.12.1991

Titelbild von Jim Warren

Sinclair Crew

Der Pestbringer

Die nackte Angst trieb den Mann weiter, hinein in die Nacht, in die Felsen und ins Verderben. Daran aber wollte er nicht denken. Er beschäftigte sich vielmehr mit der Vergangenheit, wo er der Bessere gewesen war, doch jetzt war ihm klar, daß er etwas geweckt hatte und daß ihm dieses *Etwas* auf den Fersen war, nur konnte er nicht sagen, was es war.

Es gab da Gerüchte. Gefährliche Gerüchte, denen er nachgegangen war. Er wollte etwas aufspüren, aus dem drückenden Dunkel hervor ans Licht reißen, etwas, das besser verschwunden geblieben wäre, doch er war den ersten Schritt gegangen und mußte nun die Zeche zahlen…

Trotz der Warnungen…

Ja, man hatte ihn gewarnt. Sogar einen Fremden, was sie nicht hätten zu tun brauchen. Aber er gehörte zu den Menschen, die ihre Nase überall hineinstecken mußten. Nicht umsonst gehörte er zu den Detektiven, die bisher jeden Fall aufgeklärt hatten.

Aber kein Fall war wie dieser gewesen. Da war er hineingeschlittert. Freiwilligunfreiwillig, weil er die Spur nicht mehr hatte aus den Augen lassen wollen.

Er war mutig gewesen, einfach zu mutig, nun war der Umkehr-Effekt bei ihm eingetreten.

Bei jedem Aufsetzen des Fußes pumpte er Luft aus den Lungen. Zischend verließ sie seinen Mund.

Er war in Schweiß gebadet. Alles klebte, alles war naß, und die verdammte Luft tat ein übriges. Es war tagsüber sehr heiß gewesen. Am Abend war die Schwüle gekommen, und sie hatte den Regen mitgebracht, somit Abkühlung. Dann war die Welt zu einer Waschküche geworden, in der das Atmen einer verdammten Qual gleichkam.

Die Felsen vor ihm glichen schwarzen Schatten. Sie sahen drohend aus, sie schickten ihm ihren dampfenden Atem entgegen. Ein Ungeheuer, das sein Maul aufriß und ihm die kochende Seele entgegenspie. Wolken, Dampf, Gestank, der kaum zu ertragen war.

Er keuchte weiter.

Der Regen hatte die pulvertrockene Erde in ein weiches Meer verwandelt. Es gab große Pfützen, deren Oberflächen wie dunkle Augen schimmerten und sich dann, wenn vereinzelte Tropfen in sie hineinfielen, verzerrten wie Gesichter.

Der Weg führte bergan. Eastland keuchte stark, die Kehle war zugeklemmt, und manchmal würgte er auch. Er schwankte, fing sich wieder und keuchte: »Verdammt, Carter Eastland! Verdammt noch mal, reiß dich zusammen!«

So machte er sich selbst Mut. Er gab sich den nötigen Schwung, überwand den inneren Schweinehund noch einmal, kämpfte weiter, ließ sich nicht abschütteln, aber seine Beine waren bereits so schwer geworden, daß er sie kaum noch anheben konnte.

Und der Erdboden war mit Fallen bestückt.

Natürliche Fallen, kleine Erhebungen, Felsbrocken, die wie Buckel hervorlugten. Zwischen ihnen die kleinen Mulden, Trittfallen, in denen er sich verhaken konnte.

Und es auch tat.

Er knickte mit dem rechten Bein weg. Der Fluch sprang noch über seine Lippen, aber es reichte nicht aus, um ihm den richtigen Halt zu geben. Er fiel zur Seite und hatte den Boden noch nicht berührt, als er den Stich in Knöchel und Wade spürte.

In Sekundenbruchteilen huschten plötzlich Bilder vor seinen Augen

weg. Wie ein Filmstreifen, an dem jemand heftig zerrte. Er sah sich liegen, er sah das Grauen, das keine Gestalt hatte, das aber näher kam und sich nicht stoppen lassen würde. Er sah alles, und seine Furcht vor der Zukunft steigerte sich ins Unermeßliche.

Dann prallte er auf.

Wieder ein Stich, diesmal nicht so schlimm und hoch in der rechten Schulter, die einem aus dem Boden ragenden Stein im Wege gestanden hatte. Er fluchte, drehte sich auf den Rücken, blieb liegen, hielt die Augen weit offen und starrte in den Himmel.

Dunkelheit, Wolken, ein schwarzgraues Gebilde, ein Himmel ohne Sterne. Kein Funkeln, kein Strahlen, nicht einmal der Mond war in seinen schwachen Umrissen zu sehen.

»Eastland«, sprach er wieder zu sich selbst, »du bist ein Idiot. Du bist ein dummes Arschloch! Du hängst dich in Dinge hinein, die dich nichts angehen. Du bist einfach dämlich, verrückt! Jemand, über den man nur lachen kann…«

Er wollte sich selbst auslachen, aber er konnte es nicht.

Statt dessen kippte seine Stimmung zur anderen Seite. Am liebsten hätte er geheult und laut losgeschrieen. Einfach alles rausgebrüllt, seine Furcht, seine Sorge.

Carter Eastland blieb liegen. Er konzentrierte sich auf sein rechtes Bein.

Vom Knöchel her strahlte der Schmerz ab. Es war eine Verstauchung, doch die erschwerte sein Weiterkommen erheblich.

Was blieb ihm übrig?

Sollte er versuchen, sich zwischen den Felsen zu verbergen? Es gab dort Spalten oder kleine Höhlen. Doch wer immer ihn finden wollte, er würde es schaffen.

Eastland konnte dem Unheil nicht entgehen…

Er trug sogar eine Waffe, einen schweren Colt Magnum, aber was nutzte sie ihm?

Das andere war nicht menschlich, es war das Grauen, es war böse, es war von der Hölle geschickt.

Eine andere Möglichkeit gab es nicht für ihn. Es war der Tod mit all seinen Schrecken, mit seiner Grausamkeit, die alles auslöschte.

Carter Eastland lauschte in die Dunkelheit. Zwar hatte der große Regen aufgehört, aber es tropfte trotzdem noch. Irgendwo fielen die letzten Regentropfen noch immer zu Boden, und wenn sie die Spiegel der Pfützen erreichten, hörte er das Pitschen.

Ihm kam es vor wie ein unkontrollierbarer Rhythmus. Die Tropfen klatschten gegen sein Gesicht, und sie brachten nur wenig Kühlung.

Das Regenwasser rann über seine Lippen in den Mund; es schmeckte säuerlich. Der Begriff vom sauren Regen fiel ihm ein, obwohl das so nicht stimmte. Wahrscheinlich hatte sich das Wasser mit dem Schweiß

auf seiner Oberlippe vermischt, bevor es ihm in den Mund lief.
Er mußte hier weg.
Aber wie?
Mit dem rechten Bein konnte er nicht auftreten. Wenn der Fuß Druck bekam, schmerzte er wie verrückt. Dann zog das Stechen hoch bis tief in seinen Oberschenkel.
Es gab für ihn nur eine Chance.
Weg auf allen vieren. Auf Händen und Füßen die ganz verdammte Wegstrecke zurückkriechen, die dann bergab führte. Hinweg über feuchte Schlammhänge, wo das Zeug wie grauschwarzer Leim an seinem Körper kleben würde. Das alles war zweitrangig. Für ihn galt es, sein Leben zu retten, denn es würde Schreckliches passieren, wenn ihn das Etwas fand.
Eastland setzte sich auf. Er hatte seinen Fuß nicht bewegt, trotzdem hatte ihm dieses Aufrichten große Mühe bereitet.
Als er saß, ging es ihm etwas besser.
Schweiß und Feuchtigkeit mischten sich auf seiner Stirn. Die Umgebung dampfte. Sie schien zu zischen, als befände er sich in der Nähe eines heißen Geysirs.
Die Luft drückte. Dunstschwaden trieben wie gewaltige Gespenster an ihm vorbei.
Sie erstickten jeden Laut, und auch sein Keuchen würde kaum noch zu hören sein.
Im Sitzen drehte er sich. Es war genau die falsche Bewegung, die seinem rechten Fuß nicht guttat.
Das Stechen im Knöchel addierte sich zu einem bösen, beißenden Schmerz, der ihn beinahe auseinanderriß.
Er hatte den Mund weit aufgerissen. Der Schrei aber erstickte im Rachen, er verminderte sich zu einem Röcheln, und ohne daß er etwas dazu konnte, traten Tränen in seine Augen. So stark, daß sie nicht mehr dort blieben, hervorquollen und an seinen Wangen entlang nach unten rannen. Er fluchte über sich und die Welt, verfluchte eigentlich alles, besonders die eigene Situation.
Er kroch vor.
Aus der Mulde kam er heraus. Sein rechtes Bein bewegte er dabei nicht, er schleifte es hinter sich her, als würde es überhaupt nicht zu ihm gehören.
Aber er kam weiter.
Stück für Stück ließ er die Mulde hinter sich. Dieser kleine Erfolg entzündete die winzige Flamme der Hoffnung in seinem Innern. Vielleicht war alles nicht so schlimm, möglicherweise packte er es doch noch. Es konnte sein, daß der andere nicht schnell genug war.
Das Grauen durfte nicht immer gewinnen, es mußte einmal in die Schranken verwiesen werden. Es durfte die Menschen nicht immer

terrorisieren.

Wenig später sackte er zusammen. Er hatte mit dem rechten Arm zu weit vorgegriffen, den kleinen Steilhang nicht gesehen und rutschte hinunter. Er schrie leise, als der Schmerz seinen Knöchel malträtierte.

Carter Eastland verfluchte sich und den Umstand. Er war nahe daran, seine Not in die dumpfe Nacht hinauszuschreien, aber er schloß den Mund und überlegte es sich.

Danach war alles anders.

Da kamen ihm seine eigenen Probleme so lächerlich vor, denn er hatte etwas gehört.

Schritte waren zu hören!

Da kam jemand…

Die Schritte waren noch relativ weit entfernt. Wenn Carter den Kopf hob, war es ihm nicht möglich, die Gestalt zu erkennen. Zu dicht waren die Dunstschwaden. In dieser Waschküche kam er sich vor wie in einem grenzenlosen Gefängnis.

Hätten sie ihn jetzt?

Sein Herz klopfte schneller. Obwohl es Carter schwerfiel, stutzte er sich auf und schaute in die Richtung, aus der er die Schritte gehört hatte. Dieses verdammte Geräusch, das ihn mit der Monotonie eines Metronoms erreichte.

So konnte sich nur einer nähern - der Tod!

Carter Eastland schluckte. Er ballte die Hände zu Fäusten, ein Zeichen seines Willens. Er wollte sich nicht so ohne weiteres vernichten lassen, einfach ausradieren, deshalb schob er seine zitternde Rechte unter die dünne Windjacke und holte seinen Revolver hervor. Er schleppte sich noch einige Schritte zur Seite, bis sein Fuß gegen eine schräg neben ihm hochwachsende Böschung traf, auf der glatten Fläche abrutschte, und Carter daran dachte, daß diese Böschung und die sich anschließende Felswand einen relativ guten Schutz bot. Jedenfalls hatte er bisher keinen besseren gefunden.

Erwartete ab.

Die Geräusche waren verstummt. Carter umklammerte seine Waffe mit beiden Händen. Er verfluchte sich und seine Lage, war wütend wegen seiner Nervosität, kam sich eingesperrt vor und dachte daran, daß ihn dieses Gefühl niemals zuvor überfallen hatte.

Es war ein Endzeit-Feeling. So mußte es jemandem zumute sein, der bereits zum Tode verurteilt war und kurz vor der Hinrichtung stand. Nur gab es bei ihm einen Unterschied, denn er konnte sich wehren. In der Trommel steckten sechs Patronen, und der Detektiv gehörte zu den Menschen, die auch trafen.

Hier jedoch sah er kein Ziel. Nur die rollenden Dunstschwaden, die am Boden festzukleben schienen. Die Luft roch feucht, auch irgendwo faulig, als hätte jemand Wasser ausgekippt, um dann stinkenden

Schlamm darüber zu kippen. Diese Luft wurde von keinem Wind bewegt. Sie war einfach furchtbar, denn sie ließ sich kaum atmen. Bei jedem Luftholen hatte er das Gefühl, irgendein Zeug zu trinken, das tief in seinen Magen hineindrang und sich dort ausbreitete.

Er spurte, daß der salzige Schweiß in seine Augen rann.

Eastland wischte ihn weg.

Dann waren wieder die Schritte da. So leise, so schleichend, dazwischen ein weiches, höhnisch klingendes Pfeifen.

Carter bekam eine Gänsehaut.

Am liebsten wäre er weggelaufen, denn dieses Pfeifen machte ihm klar, wie locker die unbekannte Person seinen Tod sah. Sie ließ sich nicht beirren, sie war diejenige, die sich voll und ganz auf der Straße des Sieges befand.

»Komm her!« keuchte er und bewegte seine Waffe im Halbkreis. »Komm schon her, du Feigling! Zeig dich, damit ich dich endlich zur Hölle schicken kann, verdammt!«

Aber es zeigte sich niemand…

Doch sie befand sich in unmittelbarer Nähe, und sie fing an, mit ihm zu sprechen.

Irgendwo versteckt in den Wolken aus Dunst hörte er die geflüsterte Botschaft, die ihn einkreiste, die ihm klarmachte, daß es aus mit ihm war.

»Ich bin deine Bestrafung, Mensch! Ich bin deine Folter - dein langsames qualvolles Ende…«

Obgleich jedes Wort nur flüsternd gesprochen worden war, hatte er alles verstanden. Es war eine schreckliche Stimme gewesen, deren Sprecher genau wußte, was er wollte. Nur wußte Eastland nicht, was sein langsames Ende bedeutete.

Bestrafung, Folter, der langsame Tod - weshalb sollte er so schrecklich leiden?

Es waren schlimme Dinge, die man ihm angedroht hatte. Carter konnte sie nicht so einfach wegstecken, Er mußte einfach etwas dagegen tun, auch wenn es nur verbal war.

»Dann komm doch!« keuchte er in den Dunst hinein. »Verdammt noch mal, komm endlich! Zeig dich, damit ich dich mit Blei vollpumpen kann! Willst du nicht, Hundesohn?« Er lachte, um sich Mut zu machen.

Der andere war da.

Er hörte ihn wieder.

Schritte…

Gefährlich nah, dicht vor ihm. Carter bewegte die Waffe. Die Mündung schwang von einer Seite auf die andere. Das Metall des Revolvers war feucht geworden. Die Nässe klebte an ihm wie ein dünnes Handtuch.

Und dann war er da.
Nein, nicht er.
Eine Hand, ein Handschuh.
Und der griff zu!

***

Carter Eastland feuerte noch einen Schuß ab. Nur hatte er sich so erschreckt, daß er die Waffe verriß und die Kugel schräg in den dunklen Himmel jagte.
Das Echo klang auch nicht sehr laut, der Dunst schluckte einen Teil davon, aber das alles kümmerte ihn nur am Rande, denn vor ihm war alles schwarz.
Aus der Schwärze stach die Hand.
Ein böses Omen, gekrümmt wie eine tödliche Greifzange. Schwarzgrau, Falten werfend, ein Beweis dafür, daß über die Hand ein Handschuh gezogen worden war.
So nahe, so verdammt nahe, so…
Dann packte es zu.
Und Carter Eastland vergaß alles. Er wehrte sich nicht, er schoß nicht, er tat nichts, er spürte nur das andere, das ihn gefaßt hielt und das für ihn nicht erklärbar war.
Auf seinem Gesicht verlagerte sich der Druck. Ihm war, als hätte sich ein feuchter Schwamm auf seine Haut gepreßt, aus dessen Poren Säuretropfen quollen, die sich auf der Haut verteilten und anfingen zu brennen und ihm die ersten, furchtbaren Schmerzen brachten.
Sein Schreien erstickte bereits im Ansatz. Wenn es ihm mal gelang, Luft zu holen, dann immer nur keuchend und wie ein Fisch sein Maul bewegte, wenn er sich auf dem Trockenen befand.
Er war längst auf den Rücken gepreßt worden und merkte, daß eine zweite Hand seine Kehle umklammerte. Es war ein harter Druck, der ihm keine Chance ließ, aber auch so hatte er keine Möglichkeit, sich zu wehren. Und darüber konnte er sich nur wundern. Er hatte so etwas noch nie erlebt, denn sonst hatte er sich gewehrt.
Hier aber war er lethargisch geworden, und er konnte beim besten Willen nicht sagen, woran das lag.
An ihm?
Nein, der andere, der über sein Gesicht strich, der seine Haut malträtierte, der sie zusammenpreßte wie altes, weiches Gummi, der das Brennen brachte.
Dieser verfluchte Handschuh!
Mit dem Rücken und auch mit dem Hinterkopf preßte ihn der Druck gegen die Böschung. Seine Chancen waren auf den Nullpunkt gesunken. Zwar bewegte er die Beine im selben Rhythmus wie die Arme, aber es war einfach sinnlos. Wie die Schwingen eines

flügellahmen Vogels bewegten sie sich über den Boden, während ihm immer wieder die drohenden Worte einfielen, die der andere gegen ihn ausgestoßen hatte.

Von einer Folter hatte er gesprochen, von einem Tod, von einem Leiden oder so ähnlich…

Der Handschuh wischte über seinen Mund, er berührte die Lippen, es war für Eastland widerlich.

Bisher hatte er noch Luft holen können, das aber verging ihm. Der Handschuh, der einen ekligen Gestank absonderte, war wie ein brutaler Druck, der den Tod bringen wollte.

Er zuckte noch.

Seine Hacken schlugen und rutschten über den Boden. Sie wühlten den Schlamm auf, sie stießen gegen Steine, die Luft wurde ihm genommen, vor seinen Augen blitzte etwas auf, als wäre er der Mittelpunkt eines Unwetters.

Nur die Blitze, farbig, dann explodierend, als wären Sterne auseinandergeplatzt.

Das Ende…

Für Carter Eastland war es greifbar nahe. Die Folter verstärkte sich. Er hatte es versprochen, und er hielt es auch, denn Eastland würde ersticken, wenn der andere so weitermachte.

Qualvoll eingehen…

Genau das geschah nicht!

Eastland bekam es nicht richtig mit. Es dauerte eine Weile, bis er feststellte, daß der Druck auf seinem Gesicht verschwunden war. So weit wie möglich hatte er die Augen aufgerissen. Viel konnte er trotzdem nicht sehen.

Das Gesicht über ihm bewegte sich, tanzte zuckend, wobei er sich fragte, ob das nur deshalb der Fall war, weil er so erschöpft war und sich alles eingebildet hatte.

Dann zog es sich zurück…

Die Gestalt richtete sich auf. Für ihn wurde sie zu einer dunklen Wolke, die irgendwann explodierte, und dann überfiel ihn seltsamerweise die Erleichterung mit der Wucht eines Dampfhammers.

Der Detektiv trat zunächst ab.

Er kippte hinein in den Tunnel der Bewußtlosigkeit, blieb in ihm und erwachte deshalb, weil etwas Kaltes in sein Gesicht klatschte und es näßte.

Flatternd schlug er die Augen auf, schloß sie sofort wieder, weil dieses kalte Zucken auch gegen seine Augen klatschte.

Regentropfen benetzten sein Gesicht. Völlig harmlos. Vor ihnen brauchte er sich nicht zu fürchten.

Er lachte in die Nacht hinein. Es war ein Lachen der Erlösung, denn er hatte es geschafft und sein Leben gerettet.

Er lebte!

Dieses Bewußtsein mußte sich einfach bei ihm lösen. Ein Schrei brandete aus seinem Mund. Er hatte die Augen weit aufgerissen, er fühlte sich auch besser, rollte sich auf die Seite und stand auf.

Es klappte wunderbar.

Erst jetzt merkte er, daß der Regen aus dem Himmel fiel, als wären gewaltige Kannen ausgeschüttet worden. Es war wie ein Vorhang aus Wasser, dem er sich gern aussetzte, weil er wollte, daß diese Massen seine grenzenlose Angst und Furcht einfach wegspülten. Das Grauen sollte nicht mehr länger bleiben. Es mußte fortgeschafft werden. Der Schrecken sollte nur mehr Erinnerung sein.

Eastland ging es wieder besser. Er dachte auch an seine Waffe, die er verloren hatte.

Erst wollte er den Revolver liegenlassen, dann bückte er sich und suchte ihn.

Die Erde kam ihm vor wie ein gewaltiger See. Überall plätscherte und rauschte es. Über die Böschung hinweg rannen lange Wasserfäden, die Felsen sahen aus wie glänzende Wände, über die das Wasser strömte, als wollte es alles wegwaschen.

Er fand die Waffe, steckte sie ein.

Von seinem Gesicht tropfte das Wasser, aus den Haaren rann es ebenfalls. Er drehte sich langsam um, dann hob er eine Hand, weil er sich plötzlich daran erinnerte, daß er überfallen worden war und daß dieser Jemand nach seinem Gesicht gefaßt hatte.

Zuerst dorthin, dann an den Hals.

Er hatte die Haut des Gesichts gepackt und sie zusammengequetscht wie Pudding.

Angst durchfloß ihn. Er hatte seine Hand gegen das Gesicht führen wollen, auf einmal traute er sich nicht, aus Furcht, etwas Schreckliches zu entdecken.

Eastland mußte sich schon zusammennehmen, um über seine Haut zu fahren und nachzutasten.

Es war alles da.

Die nasse, die weiche Haut. Die Augenbrauen, die Nase, seine Lippen. Nichts hatte sich verändert.

Vielleicht war sie weicher geworden als sonst, aber das lag am Regen, der auf sie niedergeströmt war. Ansonsten konnte er zufrieden sein.

Er strich sein Haar mit beiden Händen zurück. Es waren nicht einmal mehr Strähnen vorhanden. Sie klebten an seinem Kopf wie eine glatte schwarze Masse.

Diese Bewegung tat ihm gut. Sie war so normal, so menschlich, und sie gab ihm wieder einen Teil der alten Energie zurück. Er gehörte zu den Menschen, die es geschafft hatten, dem Schrecken zu entwischen,

und er würde es all denjenigen sagen, die ihn gewarnt und die es so gut mit ihm gemeint hatten.

Trotzdem konnte er sich nicht so recht freuen. Carter Eastland wußte nicht, wer oder was ihn überfallen hatte. Er hatte auf seinem Gesicht diesen Druck gespürt, eine breite Masse, die feucht wie ein Schwamm gewesen war.

Sie war über sein Gesicht hinweggeglitten, hatte nichts ausgelassen und einen bestimmten Druck ausgeübt.

Welche Masse?

Was konnte das gewesen sein?

Im Nachhinein noch schüttelte er sich. Die Warnungen der Menschen waren nie konkret gewesen, ob bewußt oder unbewußt, das konnte er nicht sagen, aber er würde sich darum kümmern, das stand fest. Wenn er es schaffte, wieder in den Ort zu gelangen und wenn der Tag die Dunkelheit abgelöst hatte, dann würde er einigen Menschen sehr konkrete Fragen stellen, dann ließ er sich auch nicht mehr abspeisen, denn jetzt besaß er die entsprechende Erfahrung.

Der Ort lag in einer Senke. Eastland hätte die wenigen Lichter eigentlich sehen müssen, die sich an gewissen Stellen wie ein Heiligenschein ausbreiteten, aber der aus den Wolken rauschende, dichte Regen machte es unmöglich. Er tauchte die Welt ein in die dicke Finsternis, die alles an sich riß.

Carter Eastland machte sich an den Abstieg.

Bei trockenem Wetter war es kein Problem. Nur hatten die Wassermassen jetzt den Boden überspült, die Erde glatt gemacht und sich zu zahlreichen, neuen Bächen formiert, die allesamt bergab strömten und sich irgendwo sammeln würden.

Um ihn herum rauschte, gurgelte und quirlte es. Manchmal hörte er auch ein leises Poltern oder Klacken, wenn die Steine, die der Wasserdruck gelöst hatte, gegeneinander prallten.

Der Regen schüttete auf ihn nieder. Hin und wieder bewegte sich die Wand aus Wasser. Immer dann, wenn es der Wind schaffte, mit einem kurzen harten Stoß in sie hineinzudrücken.

Carter Eastland hatte Glück, daß er sich auf den Beinen halten konnte, auch wenn es hin und wieder Mühe kostete, er die Arme ausbreiten mußte, um das Gleichgewicht zu halten.

Der Wasservorhang war so dicht, daß er die ersten Häuser erst sah, als er beinahe gegen sie gelaufen wäre. Da waren die Schatten starr und schwarz, da hämmerte die Flut auf sie nieder, und er lehnte sich mit dem Rücken gegen eine Wand, geschützt durch ein schmales, vorspringendes Dach vor dem großen Regen.

Hier holte er Luft.

Hier lachte er und freute sich. Er war naß bis auf die Haut, aber er lebte, und darauf kam es an.

Am Hals, wo ihn die kalte Hand gewürgt hatte, spürte er noch einen leichten Druck.

Er wartete noch einige Minuten und ging durch die schmale Gasse in das Zentrum des Orts, der völlig ausgestorben war. Kein Mensch ließ sich blicken, nicht ein Licht brannte hinter den Fenstern, die ebenso wie die Fassaden der Häuser unter dem mächtigen Regenschleier verschwanden und verschwammen.

Er hatte ein Zimmer in einem schmalen Haus bekommen. Zu ihm führte eine Außentreppe hoch, mehr eine Leiter. Sie endete an einem Vorsprung, der von der Zimmertür begrenzt wurde.

Es dauerte nicht lange, dann hatte er die Leiter gefunden. Auch sie war naß, das Holz kam ihm weich vor. Wie Blei schien es unter seinen Füßen zu schmelzen. Der Wind kam von der Seite, erwischte ihn, schüttelte ihn durch und brachte immer wieder neue Regenduschen mit, die ihn nicht mehr störten.

Die Tür war verschlossen. Den Schlüssel trug er bei sich, öffnete sie und drückte das klemmende Viereck nach hinten, wobei er in einen Flur schaute, der sehr eng war, muffig und feucht roch.

Drei Zimmer verteilten sich hier oben. Der Ausdruck Kammer wäre besser gewesen, aber Carter war nicht anspruchsvoll, wenn er seine Recherchen durchführte.

Das Wasser tropfte auf den alten Teppich. Licht machte er nicht. Auch im Dunkeln fand er sich zurecht.

Seine Kleidung roch naß, auch nach Schlamm oder Gras. Ein starker Geruch, der trotzdem von einem anderen überlagert wurde, wie er sehr schnell bemerkte.

Dem Geruch eines Menschen…

Carter Eastland blieb stehen. Er hielt den Atem an, wartete ab, ob er sich nicht getäuscht hatte.

Wenn er zu seinem Zimmer wollte, mußte er sich nach links wenden. Dort hatte er den Geruch wahrgenommen. Nach frischer Seife, die nicht parfümiert war.

Dann sah er die Gestalt.

Schmächtig, madonnenhaft, schmal wie eine Frauengestalt.

»Carter?« Die weiche Stimme erreichte ihn als sanfter Hauch, und er lächelte.

Er war zufrieden, denn er kannte die Sprecherin. Elizabeth Morgan, auch Beth genannt, hatte auf ihn gewartet.

»Ich bin wieder da.«

»Dem Himmel sei Dank.«

Diesmal lachte er freudig. »Was hast du? Dachtest du, ich würde nicht mehr zurückkommen?«

»Ja, Carter, ja.«

Er ging auf sie zu, konnte sie jetzt besser erkennen. Ihre Gestalt

wirkte so, als wäre sie von einem Maler auf die Flurwand gepinselt worden. So schmal, zerbrechlich und mit den langen glatten Haaren auch madonnenhaft.

Er mochte Beth und hatte bei ihr immer das Gefühl, wenn er sich mit ihr unterhielt, daß sie hier im Ort an einer falschen Stelle wohnte. Sie gehörte einfach dorthin, wo sich die Welt bewegte und nicht stehenblieb. Aber Beths Bindungen waren einfach zu stark. Sie konnte und wollte ihre Familie nicht verlassen.

Als er nahe genug an sie herangekommen war, löste sie sich von der Wand und ließ sich gegen ihn fallen. »Mein Gott, bin ich froh darüber. Du glaubst es kaum, wie ich um dich gezittert habe, denn du hast alle Warnungen in den Wind geschlagen.«

Er hielt sie fest. Die weiche Geschmeidigkeit ihres Körpers tat ihm gut. Automatisch strich er über ihren Rücken und hörte die Frage, ob es schlimm gewesen wäre.

»Es hielt sich in Grenzen, Beth. Der Regen und der Schlamm auf dem Boden haben mich schon gestört.«

»Mehr nicht?«

»Nun ja - da war etwas…«

»Was denn?« flüsterte sie hektisch. »Was ist da gewesen? Ich möchte, daß du es sagst.«

Er überlegte einen Moment. Sein Blick war ins Leere gerichtet. »Du wirst mich vielleicht auslachen, Mädchen, aber ich weiß selbst nicht genau, was es gewesen ist.«

»Hat es dich berührt?«

»Ja.«

Carter merkte an den Bewegungen ihrer Schulterblätter, wie Beth tief Luft holte. Sie schien sich vor der nächsten Frage zu fürchten. »Wie hat es dich angefaßt, Carter?«

»Nun ja… wie soll ich sagen? Es war plötzlich da, es glitt über meinen Körper.«

»Wie weit?«

»Warum fragst du?«

Sie drückte ihn zurück. »Ich muß es wissen«, flüsterte sie hastig. »Bitte, ich muß es wissen.«

»Es erreichte mein Gesicht!«

Zwei Sekunden geschah nichts. Dann drückte sich das Mädchen von ihm weg, keuchte, lief bis auf die schmale Treppe zu und drehte sich dort noch einmal um. »0 Gott, o Gott, das Gesicht…«

Mehr sagte sie nicht. Es polterte, als Beth Morgan die Stufen hinablief, sich auch nicht durch den Ruf des Mannes aufhalten ließ, der konsterniert stehenblieb, die Schultern hob und dann noch hörte, wie unten eine Tür hart zugeschlagen wurde.

»Komisch«, murmelte Eastland, »was hat sie nur? Warum ist sie

plötzlich verschwunden?« Er fand keine Antwort, griff in die Tasche und holte einen Schlüssel hervor. Er paßte in das Schloß seiner Zimmertür und besaß einen schmalen, langen Bart.

Zweimal mußte er ihn drehen, dann war die Tür offen. Er betrat seine Kammer.

Die nasse Kleidung klebte an seinem Körper. Carter fror plötzlich, obwohl es in diesem Haus eigentlich stickig warm war. Er mußte sich unbedingt ausziehen, abreiben und andere Kleidung überstreifen, sonst lief er Gefahr, sich eine Erkältung oder noch mehr zu holen.

Der Lichtschalter befand sich an der rechten Seite. Unter der Decke erhellte sich eine alte Schalenlampe. Neben dem Bett stand noch eine Nachttischleuchte mit gebogenem Schirm. Die ließ er ausgeschaltet. Statt dessen ging er geradeaus, drückte die Tür zuvor zu und ging auf das Waschbecken zu, über dem auch ein rechteckiger Spiegel hing. Carter sah sein Gesicht, seinen Hals und auch den oberen Teil seiner Brust in der Fläche.

Staat konnte er mit seinem Aussehen wirklich nicht machen. Er war total verdreckt. So ging er auf das Waschbecken zu. Das Licht erreichte auch den Spiegel, erhellte die Fläche.

Carter Eastland ging den nächsten Schritt. Er sah sein Gesicht, blieb abrupt stehen - und erschrak fast zu Tode.

Er sah aus wie ein Monster!

***

Das bin ich nicht! schoß es ihm durch den Kopf. Verdammt noch mal, das bin ich nicht. Das kann ich nicht sein. Das ist einfach zu grauenhaft, zu furchtbar.

Er wollte wegrennen, auch das war ihm nicht möglich. Er blieb stehen, als hätte ihn jemand festgenagelt. Und er starrte auf die Spiegelfläche, wo er sich sah, sich selbst, ein Ungeheuer, ein Monster, ein Mensch mit einem Gesicht…

Das konnte nicht wahr sein…

Der Detektiv ging trotzdem weiter, bis er das Waschbecken erreicht hatte. Dort stützte er seine Hände auf den Rand. Es kostete ihn Überwindung, das Gesicht noch näher an den Spiegel heranzubringen, denn plötzlich wollte er die gesamte Wahrheit wissen. Keine Ausflüchte mehr, nichts, nur die reine Wahrheit.

Es war furchtbar.

Seine Haut war nicht mehr so, wie sie einmal gewesen war. An zahlreichen Stellen war sie aufgeplatzt. Dort hatten sich Geschwüre ausgebreitet, dicke, eitrige Inseln.

Carter Eastland stand da und kam sich vor, als wäre er schon längst gestorben. Das war nicht mehr sein Gesicht. Was er da im Spiegel sah, glich einer widerlichen, von Säure angefressenen Monsterfratze. Ein

anderer Vergleich fiel ihm nicht ein. Es war einfach das Grauen pur, das ihn da überfallen hatte.

Wieso?

Als er sich diese Frage stellte, kamen die Tränen. Er konnte nicht mehr anders, er mußte weinen, und er spürte, wie seine Knie nachgaben. Hätte er sich nicht am Rand des Waschbeckens festgehalten, so wäre er längst auf den Boden gefallen. So aber überstand er den Anfall und dachte daran, daß er noch lebte.

Aber was war das für ein Leben!

Nein, man konnte es nicht als ein solches bezeichnen. Er war für immer und ewig gezeichnet. Nie würde er so werden wie noch vor einigen Stunden. Das Leben konnte nicht mehr als solches angesehen werden. Es war mehr ein Vegetieren, ein Dahinsiechen. Nichts würde mehr so sein wie zuvor.

Carter hatte kaum mitbekommen, daß er seine Hände gegen die Wangen gepreßt hielt. Als er sie jetzt löste, schaute er wie unter einem inneren Zwang stehend gegen die Innenflächen seiner Hände, wo sich das abzeichnete, was er als Wundreste bezeichnete, die sich von seiner Gesichtshaut gelöst hatten.

Er zwang sich dazu, genauer hinzuschauen. Die aufgeplatzten Geschwüre wollte er nicht zählen, aber er sah, daß sie in der Mitte rötlich schimmerten und manchmal auch mit gelben Pusteln verziert waren. An den Rändern hatten sie eine andere Farbe angenommen. Da waren sie bläulichgrau angelaufen.

Wie bei der Pest, dachte er - und erschrak über seine eigenen Gedanken.

Himmel, die Pest!

Er dachte nicht mehr weiter, setzte kurzerhand einen Blocker ein und erkannte, daß auch seine Lippen nicht verschont worden waren, denn dort hatten sich ebenfalls die Pusteln gebildet, wobei eine von ihnen - sie zeichnete sich auf der Oberlippe ab - aufplatzte und er die dünne weißlichrote Flüssigkeit aus dem Zentrum heraussickern sah, die sich in Richtung Kinn bewegte, wo sich ebenfalls die Geschwüre wie eine perverse Zeichnung abmalten.

Carter Eastland wunderte sich darüber, daß er noch klar denken konnte. Es mußte an seinem Job liegen, bei dem es ja auf Phantasie und Logik ankam.

Für diese schreckliche Veränderung mußte es einfach einen Grund geben. Die war nicht einfach so entstanden, als wäre sie aus der Luft gekommen.

Er sah sich wieder auf dem Boden liegen. Der Regen strömte auf ihn herab. Er hatte die Stimme gehört, den Sprecher aber nicht gesehen. Dennoch erinnerte er sich sehr deutlich an seine Worte. Sie hatten ihm den Tod versprochen, die Folter, den Schrecken.

Ja, er war gefoltert worden!

Furchtbar sah sein Gesicht aus, und er wußte plötzlich, wie es geschehen war.

Eastland erinnerte sich an den Druck, der sich angefühlt hatte, als wäre ein weicher Schwamm über sein Gesicht hinweggeglitten. Das aber hatte es nicht sein können. Es mußte etwas anderes gewesen sein. Es war zudem typisch für ihn, daß er in diesen fürchterlichen Minuten nicht nur an sich selbst dachte, sondern auch an die Bewohner des Ortes, die ihn gewarnt hatten.

Klar, sie hatten Bescheid gewußt. Sie waren hier aufgewachsen, sie lebten hier, und sie wußten genau, welches Geheimnis diese Umgebung verbarg. In Farthham konnte so etwas bewahrt werden.

Hierher verirrte sich kaum ein Fremder, hin und wieder mal ein Rucksack-Tourist, der das schottische Hochland durchwanderte und froh darüber war, für die Nacht ein Zimmer zu bekommen.

Farthham war zwar nicht von der Außenwelt abgeschlossen, aber Trubel ging an dieser Ansammlung von Häusern einfach vorbei. Die Welt ignorierte den Ort.

Das würde anders werden.

Der Detektiv schwor es sich. Er hatte nicht richtig mitbekommen, daß er nicht mehr stand, sondern auf dem Bettrand saß. Seine Augen brannten, er starrte ins Leere, und eine rationale Erklärung für diesen Vorfall konnte er nicht geben.

Da steckte etwas anderes dahinter, etwas, das mit dem menschlichen Verstand nicht zu fassen war.

Magie? Metaphysische Phänomene? Vielleicht eine geheime Wissenschaft oder eine furchtbare Krankheit, die von irgendwoher eingeschleppt worden war. Sogar der Besuch von außerirdischen Wesen kam ihm in den Sinn. Das alles war möglich.

Was konnte man tun?

Er stand auf, wankte zum Fenster, weil er einfach frische Luft benötigte.

Er riß den Laden auf. Sein Blick glitt hinein in die Ferne, in die dunkle Nacht.

Es regnete nicht mehr.

Nur vereinzelt fielen die dicken Tropfen aus den Wolken. Ein kühlerer Wind strich über sein Gesicht. Er hoffte, daß er die Wunden wegwehen und vertreiben würde.

Vergeblich…

Wo sollte er hin?

Viele Gedanken und Möglichkeiten schossen ihm durch den Kopf. Mit keiner war er zufrieden. Er dachte an seine Reisen, die er durch Schottland unternommen hatte. Dabei fielen ihm Namen ein.

Sie huschten wie ein schnell gezogener Filmstreifen vor seinem

geistigen Auge vorbei. Sicher, er kannte viele Leute, auch solche, auf die er sich verlassen konnte, aber wenn sie ihn sahen, würden sie vor ihm schreiend die Flucht ergreifen. Er konnte ihnen den Anblick einfach nicht zumuten.

Doch einen gab es. Einer war da, der ihn bestimmt nicht wegschicken würde.

Ein Mann, der in einem Kloster lebte. Er hatte ihn auf einer seiner Wanderungen kennengelernt.

Und zu weit war das Kloster St. Patrick auch nicht entfernt. Er konnte es am nächsten Tag erreicht haben.

Nur fiel ihm der Name des Mannes nicht ein. Sein Gedächtnis war noch immer blockiert.

Er packte.

Seine Bewegungen glichen dabei denen eines Automaten. Das schaffte er nur deshalb, weil er schon oft genug seinen Koffer gepackt hatte, ohne nachzudenken.

Auf den Tisch legte er das Geld, ging zur Tür, - und da traf es ihn wie ein Blitzstrahl.

Jetzt wußte er den Namen des frommen Mönches, mit dem er sich so gut verstanden hatte.

Der Mann hieß Father Ignatius.

Ihn würde er aufsuchen.

Und so schlich sich der Privatdetektiv Carter Eastland mitten in der Nacht aus dem Ort wie ein Dieb. Aber er wußte auch, daß er sicher noch einmal hierher zurückkehren würde…

***

Der Regen hatte die drückende Hitze, die wie eine Glocke über London gelegen hatte, abgelöst. Die Wetterfrösche hatten einen Temperatursturz versprochen. Okay, es war kühler geworden, aber von einem Sturz konnte nicht die Rede sein, denn nach wie vor war es schwül und auch leider sehr feucht. Besonders in den frühen Morgenstunden stiegen die Schwaden aus den Gullys, da schien die Erde zu dampfen, als wären kalte Tropfen auf heiße Platten gefallen.

Der Verkehr brachte noch mehr Umweltschäden, und Auspuffgase verquirlten sich mit den dichten Dunstwolken. Auch ein Wetter, das mir nicht gefiel, aber ich konnte es mir leider nicht malen und hatte mich tatsächlich mit dem Wagen bis zum Bahnhof durchgequält, wo ich den Rover dann bei den Kollegen der Bahnpolizei abgestellt hatte.

Wir wollten jemanden abholen, der London besuchte und mit dem Zug ankam. Wir - das waren Suko und ich, der es sich nicht hatte nehmenlassen, mich zu begleiten.

Dieser Jemand war einer unserer besten Freunde. Er hieß Father Ignatius, war Mönch und Schmied zugleich, denn er stellte für mich

die geweihten Silberkugeln her.

Das tat er hoch oben in den Grampian Mountains, wo das Kloster trutzig auf einem Felsen stand und sich gegen alle Gefahren wehrte und sich auch gewehrt hatte.

Father Ignatius war ein Mensch mit Weitblick. Kein engstirniger Dogmatiker, er wußte genau, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gab, die so gut wie unerklärbar waren. Er kannte die Schattenseiten einer schwarzmagischen Welt, er hatte den Horror mehr als einmal am eigenen Leibe verspürt, und oft genug war die kalte Hand des Todes nur sehr knapp an ihm vorbeigewischt.

Wir hatten manchen Fall gemeinsam erlebt. Ich brauchte da nur an die Horror-Reiter zu denken, an dieses höllische AEBA-Quartett, das auf der Seite des Teufels stand und schon von Albrecht Dürer als die apokalyptischen Reiter der Nachwelt als Gemälde überlassen worden war. Es gab diese schrecklichen Gestalten, die dort, wo sie auftauchten, den Tod, die Pest und das Grauen verbreiteten, die eine uralte Magie in die moderne Zeit hineindrückten, um auch hier die Menschen unterjochen zu können.

Um die Horror-Reiter ging es nicht, wie ich durch einen Anruf des Paters wußte, der mich in knappen Sätzen informiert hatte. Es ging um einen Mann, der sich bei ihm gemeldet und ihn um Hilfe gebeten hatte, die ihm der Mönch nicht verweigern wollte.

Der Mann hieß Carter Eastland, war Privatdetektiv und stammte aus London.

Suko und ich hatten sofort versucht, etwas über ihn herauszufinden, ob er irgendwie positiv oder negativ aufgefallen war, aber das war nicht der Fall gewesen.

Eastland war seinem Job nachgegangen, ohne großartig aufzufallen. Was er allerdings in Schottland zu suchen gehabt hatte, wußten wir nicht. Das würde er uns erzählen. Jedenfalls mußte es ihn schlimm erwischt haben, denn er und Father Ignatius hatten ein Abteil für sich gemietet, das abgeschlossen und dessen Scheiben verhängt worden waren, wie man uns berichtet hatte.

Der Zug, er kam von Edinburgh, hatte Verspätung, und so mußten wir noch länger warten.

Wir hockten auf einer Holzbank nebeneinander und schauten uns den Betrieb an, der als hektisch bezeichnet werden konnte. In London war die Reisewelle angebrochen. Die Menschen nahmen nicht nur das Flugzeug oder fuhren mit dem eigenen Auto. Es gab genügend, die sich auf die Bahn verließen, um entweder auf der Insel zu bleiben oder auf das Festland zu fahren, wo sie dann ihre entsprechenden Urlaubsziele ansteuerten.

Es waren zumeist Familien, die sich auf den Bahnsteigen versammelt hatten und auf ihre Züge warteten.

Vor den Erfolg hatten die Götter den Schweiß gesetzt. Bei den Urlaubern hieß dies Streß. Viele von ihnen machten einen erschöpften Eindruck. Ärgerliche Eltern, quengelnde Kinder, Väter, die durch das Schleppen von Gepäck genervt waren und mit stumpfen Blicken ins Leere starrten, weil sie es irgendwann leid waren, auf die quengelnden Fragen der Kinder Antworten zu geben, die doch nur immer dasselbe fragten, wann es denn endlich losging.

Suko stand auf und strich seine Hose glatt. »Ich hole uns was zu trinken.«

»Gute Idee.«

»Was willst du?«

»Bring mir ein Bier mit«, sagte ich mit müder Stimme. »Das löscht den Durst am besten.«

Er tauchte in den Massen auf dem Bahnsteig unter. Zunächst mußte noch ein Sonderzug abfahren, danach sollte der Zug eintreffen, auf den wir warteten. Das hatte man uns bei der Überwachung erklärt.

Aus zahlreichen Lautsprechern quäkten die Stimmen. Unter dem Dach einer hohen Bahnhofshalle lastete die Luft wie ein dumpfer, drückender Nebel. Sie war von zahlreichen Gerüchen durchzogen, die ich als unidentifizierbar ansah. Da roch es nach Fisch und gegrillten Kartoffeln, nach Hot Dogs und Crêpes. Die Imbiß- und Getränkebuden hatten Hochkonjunktur. Kinder waren die besten Kunden.

Über dem schmutzigen Glasdach der Bahnhofshalle stand die Sonne. Ein Ball, der wie eine zerflossene Zitrone wirkte. Wenn die Wolken einmal zurücktraten und der Sonne den nötigen Platz ließen, dann brannte sie förmlich auf die Erde nieder und stach wie mit tausend Strahlen auf alles nieder, was sich bewegte.

Suko kehrte zurück.

Auch er hatte sich eine Dose Bier gekauft. Die Außenseiten waren beschlagen. Als ich die Lasche abriß, zischte es. Im selben Augenblick konnten die Massen auch in den Sonderzug steigen und stürmten die Wagen mit lautem Geschrei.

Wir schauten zu und tranken.

Suko lächelte vor sich hin, als er fragte: »Möchtest du dazwischen sein?«

»Du denn?«

»Nein.«

»Na bitte.«

Wir bekamen auch den Kampf um die besten Plätze mit. Da stritten sich Eltern mit ihren Kindern, da gerieten sich Fremde in die Haare, irgendwie wollte jeder am Fenster sitzen. Da wurden die eigenen Plätze verteidigt und andere blockiert.

Nein, das war nichts für mich.

Dennoch kam Ordnung in das Chaos, die Ansage ließ uns hoffen,

denn der Zug sollte sich in einer Minute in Bewegung setzen. Zuletzt stiegen die gestreßten Betreuer der Reisegesellschaften ein, krachend flogen die Türen zu, dann setzte sich die lange Schlange in Bewegung.

Ich war so froh darüber, daß ich sogar das Winken erwiderte. Die Ruhe auf dem Bahnsteig kam mir direkt paradiesisch vor, aber sie würde nicht lange andauern, das war mir auch klar.

Ein Blick auf die Anzeigetafel ließ mich hoffen. Denn dort bewegten sich Buchstaben und Zahlen, und wenig später war der Zug, auf den wir warteten, angemeldet.

Ich leerte mit einem letzten Zug die Bierdose und warf sie dann zielsicher in einen Abfallkorb.

Noch drei Minuten bis zur Ankunft. Ich stand auf, zupfte mir die verklebte Kleidung vom Körper und schaute nach links. Außerhalb des Bahnhofsgebäudes verteilten sich die Gleise, als würden sie in zahlreiche Finger münden. Die Luft waberte stickig über dem Metall. Signale bewegten sich, Weichen wurden automatisch gestellt, der warme Wind wehte mir Staub und den Geruch der Imbißbuden entgegen.

Und über allem lag so etwas wie ein Fieber, das man kaum erklären konnte, das aber fast jeden erfaßte, wenn er sich einmal in den Bahnhof begeben hatte.

Es war das berühmte Reisefieber. Auch ich wäre gern in Richtung Süden gefahren, an die Küste, vielleicht in die Nähe von Brighton, denn auf dem Nachbargleis fuhren die Züge dorthin ab.

Aber wir hatten unseren Job, unsere Pflicht, und die wurde konkret, als der Zug aus Schottland in den Bahnhof einrollte. Die Lok, ein mächtiger Koloß aus Stahl und Kraft, bremste die lange Schlange der Wagen ab.

Father Ignatius hatte ein Abteil in einem Erste-Klasse-Wagen gemietet. Es befand sich im hinteren Drittel des Zuges. Suko und ich begaben uns dorthin.

Der Zug brachte den Geruch von Hitze und Staub mit. Es roch auch nach Öl und heißem Metall.

Hinter den Fenstern strebten die Reisenden den Türen entgegen. Wer klimatisiert gefahren war, würde sich über die Temperaturen wundern.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn, holte noch einmal tief Luft und wartete zusammen mit Suko an dem Wagen, den unsere beiden Besucher benutzt hatten.

Der Zug stand.

Türen flogen auf. Reisende verließen den Zug. Manche wirkten erschöpft, andere hatten gute Laune.

Sie lachten und winkten schon jetzt den Freunden und Verwandten zu, die zum Bahnsteig gekommen waren, um sie abzuholen.

Wir warteten geduldig, bis wir einsteigen konnten.
Ein Blick nach links. Der Gang war leer. Alle Reisenden waren ausgestiegen, denn der Zug endete hier. Er wurde später auf den Betriebsbahnhof gefahren, wo die Putzkolonnen kamen und ihn säuberten. Wir hatten die Erlaubnis erhalten, im Wagen zu bleiben, denn wir wollten ungestört mit unserem Freund reden.
Father Ignatius hatte sein Abteil verlassen. Wie immer trug er seine Kutte mit der hellen Kordel.
Sein verschmitzt wirkendes Gesicht war zu einem Lächeln verzogen, und die hellen Augen des Mannes blitzten uns freundlich an. Es war zu sehen, daß es ihm Spaß machte, uns endlich wieder einmal in die Arme schließen zu können, was er auch ausgiebig tat.
»Jetzt geht es mir besser«, sagte er.
»Wieso?«
»Nun ja.« Er schaute zur Tür des Abteils. »Es war eine harte Fahrt. Ich mußte meinen Schützling oft genug trösten, denn er hat kein einfaches Schicksal zu tragen.«
Ein Kontrolleur erschien und erklärte uns, daß der Zug auf ein Abstellgleis fahren würde.
»Gut«, sagte Suko.
»Wie lange werden Sie bleiben wollen?«
»Kann ich Ihnen nicht sagen. Es wird schon seine Zeit dauern, nehme ich an.«
Der Kontrolleur gab sich verlegen.
»Aber die Putzkolonne kann doch arbeiten?«
»Das stört uns nicht. Sie sollen nur das eine Abteil außen vorlassen, das ist alles.«
»Danke.« Der Kontrolleur verschwand.
»Können wir, Father?«
Ignatius' Gesicht hatte einen sehr ernsten Ausdruck bekommen. »Ja, wir sollten uns nicht mehr länger hier im Gang aufhalten. Je weniger Zeit wir verlieren, um so besser ist es.«
»Sehr schlimm?« fragte Suko.
Der Mönch stand schon dicht vor der Abteiltür, seine rechte Hand lag auf dem Griff. »Ich würde sagen, daß es furchtbar ist«, flüsterte er und schüttelte den Kopf.
Ich schaute ihn aus großen Augen an. So kannte ich ihn kaum. Er machte auf mich einen leicht deprimierten. Eindruck. Wenn er so reagierte, mußte ihn der Fall schon hart getroffen haben und unter die Haut gegangen sein.
Er riß die Tür zurück.
Wir ließen ihm den Vortritt.
Beide waren wir sehr gespannt, was man auch unseren Gesichtern ansah. Wir betraten das Abteil, und der Mönch ging nach links, um

uns nicht die Sicht zu nehmen.

Sein Schützling saß am Fenster, allerdings so gedreht, daß er auf die Tür schauen konnte. Ob er uns überhaupt wahrnahm, wußte ich nicht, denn über seinem Gesicht hing ein schwarzes Tuch, dessen Stoff mir ziemlich dicht aussah.

»Warum das?« fragte ich.

»Er wollte es so«, erklärte Ignatius.

Die Stimme unter dem Stoff klang dumpf. »Sind die beiden jetzt da? Sind auch die Vorhänge an der Tür wieder zugezogen worden, Father?«

»Ja, das sind sie.«

»Dann ist es gut.«

Der Mönch beugte sich vor. Er tippte den Mann auf die Schulter. Auch sein Gesicht war gespannt.

Um seine Mundwinkel lag ein Zug von Bitternis und Hilflosigkeit. »Sie können das Tuch jetzt wegnehmen, Carter!«

»Bitte, nein.« Er bewegte seine Hände unruhig über die Schenkel. »Machen Sie es, Father.«

»Wie Sie wollen, Carter.«

Father Ignatius faßte das Tuch mit spitzen Fingern an zwei Seiten an. Dann hob er es mit einem Ruck hoch.

Wir konnten ihn ansehen.

Er starrte uns an, wir starrten Carter Eastland an, und mir schoß das Blut in den Kopf.

Mein Gott! dachte ich nur, mein Gott…

***

Es war furchtbar für ihn, so furchtbar, daß Suko und ich keinen Kommentar abgaben.

Der Mann vor uns besaß kein normales Gesicht mehr, es war von Geschwüren verstümmelt.

Soweit ich sah, gab es keine Stelle, die nicht von einem Geschwür bedeckt war. Sie waren im Zentrum nicht sehr groß, wirkten wie Pusteln, aber an den Rändern zeigten sie blaue und schwarze Rundungen, als wäre das Fleisch dort vollständig verfault.

Und dennoch lebte der Mann. Er hatte Gefühle, er konnte. Trauer, Freude oder Schmerzen empfinden, doch an eine Freude durfte er nicht einmal denken.

Aus seinem Blick sprach die nackte Angst, die Furcht vor einem schrecklichen Tod.

Die kleinen Wunden näßten. Hin und wieder hatte sich soviel Flüssigkeit angesammelt, daß sie mit einem Tuch abgetupft werden mußte. Diese Aufgabe übernahm der Mönch.

»Keine Sorge, mein Sohn«, flüsterte er dem Veränderten dabei zu. »Es

wird alles wieder gut werden. Sie sind jetzt in Sicherheit. Diese beiden Männer werden sich um Sie kümmern. Es sind besondere Freunde von mir. Wir machen das schon.«

Was sollten wir machen? Die Frage stellte ich, aber ich sprach sie nicht aus, denn ich kam mir plötzlich so verflucht hilflos vor, als ich in das Gesicht schaute.

Suko beugte sich über ihn. Er reichte ihm die Hand, sagte seinen Namen, und auch ich stellte mich vor.

»Sie können doch Fragen beantworten, nicht wahr?« erkundigte sich der Mönch.

Er hatte sich gesetzt und sah, ebenso wie wir, das Nicken des Veränderten.

Der Zug hatte mittlerweile den Bahnsteig erreicht und stand. Es war laut geworden, weil die Putzkolonne eingestiegen war.

Bis in unseren würden sie nicht kommen.

Schon die ganze Zeit über war ein schrecklicher Verdacht in mir hochgestiegen. Ich hatte bisher gezögert, ihn auszusprechen, jetzt faßte ich den Mut.

»Ist es die Pest, die Sie gezeichnet hat, Mr. Eastland?« Es war eine furchtbare Frage gewesen, und ich hatte mich selbst, erst überwinden müssen, aber wenn ich mir das Gesicht des Mannes so anschaute, kam ich der Wahrheit doch ziemlich nahe, wie ich fand.

Schweigen - brütend und lastend.

Suko holte durch die Nase Luft. Auf seinem Gesicht hatten sich die Schweißtropfen gesammelt, die wie kleine Perlen auf dem Gesicht klebten.

Der Detektiv senkte den Kopf. Es war kein Nicken, er wollte auch keine Antwort geben, und ich sah, daß sich seine Schultern zuckend bewegten.

»Ja, John, du hast wahrscheinlich recht. Es ist die Pest. Es muß sie einfach sein.«

Father Ignatius hatte die Antwort gegeben. Er stand hochaufgerichtet zwischen den Sitzen, die Hände wie zum Gebet gefaltet. Sein Blick schien in die Unendlichkeit zu gleiten, als wollte er dort die Allmacht Gottes erkennen.

Ich dachte daran, wie stark die Pest, im Volksmund auch der Schwarze Tod genannt, gewütet hatte.

Millionen Menschen waren ihr zum Opfer gefallen, aber jetzt gab es sie nicht mehr oder sollte es sie nicht mehr geben.

Wenn ich mir allerdings Carter Eastland anschaute, so kamen mir da berechtigte Zweifel.

»Ist die Pest denn nicht ausgerottet?« erkundigte sich Suko.

»Die normale schon.«

Father Ignatius' Erwiderung ließ uns beide stutzen. Er merkte dies

und fügte eine Erklärung hinzu.

»Ich kann nicht daran glauben, daß es die normale Pest gewesen ist.«

»Welche dann?«

»Laß es dir von ihm erklären, John. Hört zu und macht euch dann eure Gedanken.« Er setzte sich neben seinen Schützling, nahm dessen Hand und sprach leise auf ihn ein.

Carter Eastland berichtete, was ihm widerfahren war. In den folgenden Minuten redete er. Suko und ich waren verdammt still geworden, als seine Worte zunächst stockend, dann aber flüssiger über seine Lippen glitten. So erfuhren wir etwas Ungeheuerliches, das kaum zu glauben war.

Nicht mit einem Wort oder einer Frage unterbrachen wir die Erzählungen des Mannes, aber Suko war ebenso bleich geworden wie ich und strich immer wieder über sein Haar und seinen Nacken, als könne er dort den Schauer vertreiben.

Auch uns saß die Furcht wie ein Klumpen im Magen. Wenn man uns jetzt angesprochen hätte, wären wir kaum in der Lage gewesen, eine Antwort zu geben. Es war alles zu schlimm geworden. Die Luft schien das Grauen seiner Erzählung aufgefangen zu haben, um uns damit einzukesseln. So kamen wir einfach nicht weiter.

Als Carter Eastland seinen Bericht beendet hatte, griff er wieder nach dem Tuch und preßte es vor sein Gesicht. Wir sahen und hörten, daß er weinte.

Father Ignatius saß uns gegenüber. »Nun wißt ihr alles. Ich möchte es nicht noch einmal zusammenfassen, aber eines will ich euch ins Gedächtnis rufen. Erinnert euch daran, wie Carter im Regen lag und von einem Gegenstand berührt wurde, den er als Schwamm ansah. Das war kurz nachdem die Drohungen gegen ihn ausgesprochen waren.«

»Stimmt.«

»Nach seinem Urteil muß dort das Motiv liegen. Ich kann mir nichts anderes vorstellen. Es geht einzig und allein um diese langen Sekunden. Da hat ihn etwas berührt, wobei ich nicht glaube, daß es sich um einen Schwamm gehandelt hat. Es muß etwas anderes gewesen sein. Ein Gegenstand, der es schafft, etwas derart Schreckliches zu übertragen. Ihr wißt, was ich meine.«

Wir nickten. Dann fragte Suko. »Die Menschen in Farthham müssen aber über diesen Schrecken informiert gewesen sein.«

»Das sehe ich auch so. Von Carter weiß ich, daß sie mit einer bedrückenden Angst leben.«

»Vor der Pest?«

»Ja, Suko.«

»Dann wissen sie möglicherweise mehr«, sagte ich.

»Das kann durchaus sein. Aber sie haben nichts Konkretes gesagt. Sie

weigerten sich, auf die entsprechenden Fragen die richtigen Antworten zu geben.«

»Und weshalb ist Carter Eastland nach Farthham gefahren?« erkundigte ich mich. »Hatte er einen besonderen Grund? Ging er einem Fall nach? Wollte er jemand beschatten? Oder fuhr er nur zum Vergnügen?«

»Die letzte Möglichkeit trifft zu, John. Er wollte einfach Urlaub machen. Raus aus dem Hexenkessel London, sich in den schottischen Highlands erholen.«

»Und dann erwischte es ihn«, murmelte Suko. »Weshalb ausgerechnet ihn? Was hat er getan?«

»Er war zu neugierig.«

»Was hat ihn neugierig gemacht? Es muß doch einen Grund gegeben haben. Ich fahre doch auch nicht in den Urlaub und frage die Leute…«

Das Tuch verschwand vor Eastlands Gesicht. Er hatte alles mit angehört. »Ich fragte, weil mir die Furcht der Bewohner auffiel. Sie sprachen, wenn man genauer fragte, von einem Knappen, der jedoch keinen Namen hatte. Vielmehr wollten sie ihn mir nicht nennen. Aber dieser Knappe muß etwas Besonderes gewesen sein. Den Aussagen der Menschen nach hat er mit dem Teufel im Bunde gestanden.«

»Aber der ist tot, nicht wahr?«

Er nickte mir zu. »Ja, fast vierhundert Jahre schon, glaube ich. Trotzdem haben sie Angst vor ihm. Er soll schon damals die Pest mit in das Land gebracht haben. Er war eine furchtbare Person mit mächtigen Helfern an seiner Seite. Ich habe sie nicht selbst gesehen, aber ich kann mir vorstellen, daß nicht nur ich diese fürchterliche Krankheit bekommen habe. Auch andere müssen darunter leiden, schwer leiden sogar. Gesehen habe ich sie nicht, aber man hat geflüstert. Es gibt Gerüchte, schlimme Gerüchte. Man spricht von einem Pestkeller. Niemand weiß, wo er sich befindet. Ich aber kann mir denken, daß sie dort die Menschen untergebracht haben, die es erwischt hat.«

Das hörte sich schlimm an, aber es war nicht unglaublich. Weder Father Ignatius noch Suko oder ich glaubten, daß die Pest einen normalen Ursprung besaß. Da mußte etwas anderes dahinterstecken.

Hinter dem Fenster entstand eine schattenhafte Bewegung. Wie ein gewaltiger Vorhang wurde ein breiter Wasserguß gegen die Scheibe geschleudert, damit der Staub und der Dreck sich unter dem Druck lösen konnten.

Es störte uns nicht, denn wir hatten noch zahlreiche Fragen an den Gezeichneten.

Er wußte nichts. Keiner von uns glaubte, daß er log. Er war durch den Ort getappt wie ein Einäugiger unter den Blinden und hatte möglicherweise den Fehler begangen, zuviel zu fragen. Für uns

jedenfalls stand fest, daß wir Farthham besuchen würden. Nur dort konnten wir die Lösung -des Rätsels finden.

Suko stellte eine Frage. »Denkst du an das, John, an das ich auch denke?«

»Kann sein.«

Er zählte auf. »Die Pest, die Apokalypse, ein Stück ausgehendes Mittelalter…«

»Die Horror-Reiter!« vollendete ich.

»Ja!«

Es war natürlich durch nichts zu beweisen, aber wir stellten die Tatsache, daß AEBA erschienen war, auch nicht so weit außen vor und bekamen beide mit, wie Father Ignatius blaß wurde, denn er hatte ebenfalls seine Erfahrungen mit den Horror-Reitern gesammelt, die damals versucht hatten, das Kloster St. Patrick unter ihre Kontrolle zu bekommen.

»Das ist aber durch nichts zu beweisen!« flüsterte er.

»Wir sollten ihn fragen«, schlug Suko vor und setzte dies sofort in die Tat um.

Eastland schaute uns an. Dann wiederholte er den Begriff. »Die… die Horror-Reiter?« fragte er.

»Ja, genau sie.«

»Kenne ich nicht.«

Suko blieb am Ball. »Ist im Ort nie der Begriff AEBA gefallen?«

»Nein, nie. Was bedeutet das denn?«

Mein Freund sprach weiter. »Es sind die ersten Buchstaben von vier verschiedenen Namen.«

»Und welche.«

Der Inspektor zählte sie auf. »Das erste A steht für Astaroth. Das E für Eurynome, das B für Bael oder Baal und das letzte A für Amducias. Wenn Sie diese vier Buchstaben zusammenfassen,, dann entsteht der von mir erwähnte Name. Man kann durchaus sagen, daß er für Grausamkeit, Brutalität, Chaos und Tod steht. Jeder für sich ist schon schlimm, aber als Quartett sind sie das Grauen pur.«

Obwohl es ihm so schlecht ging, schauderte Eastland. Dann tupfte er seine nässenden Wunden ab, hob die Schultern und erklärte, daß ihm diese Namen völlig neu wären. »Niemand hat auch nur etwas angedeutet. Ich hörte nur von dem Knappen.«

»Den kennen wir nicht«, sagte ich.

»Vielleicht ein Helfer von AEBA!« vermutete Suko.

»Kann sein.«

»Jetzt mal etwas anderes«, sagte der Mönch und legte seinem Schützling eine Hand auf die Schulter.

»Was machen wir mit ihm? Ich würde vorschlagen, daß wir ihn in ein Krankenhaus bringen, wo er unter Quarantäne liegen wird und…«

»Nein!« Carter Eastland fuhr in die Höhe. Er wischte die Hand förmlich von seiner Schulter weg.

»Das will ich auf keinen Fall.« In seinen Augen flackerte es. »Ich *muß* wieder zurück. Ich will herausfinden, wer mir das angetan hat. Nur dann kann ich das Grauen überwinden und werde auch geheilt.«

Mir paßte das nicht, deshalb sprach ich dagegen. »Die Medizin heute ist so weit, daß…«

»Wenn Sie mich in ein Krankenhaus stecken, dann… dann bringe ich mich um!«

Der Satz stand, der hatte gesessen, und ich traute es ihm auch zu. Dieser Mensch war durch eine fürchterliche Magie gezeichnet worden. Bestimmt sah er sein Leben auch als verwirkt an. Er würde, wenn nicht alles nach seinen Wünschen lief, durchdrehen und sich selbst das Leben nehmen. Zuviel hatte er bisher mitmachen müssen.

»Was sagst du, Father Ignatius?«

Der Mönch runzelte die Stirn. »Niemand hat das Recht, sich das zu nehmen, was ihm von Gott als höchstes und kostbarstes Gut gegeben wurde. Es gibt viele verzweifelte Menschen, das weiß ich. Und ich möchte, daß nicht noch ein Verzweifelter hinzukommt. Deshalb bin ich dafür, daß wir ihn mit nach Farthham nehmen. Wenn möglich, können wir sogar mit demselben Zug wieder zurückfahren…«

»Nein, wir werden fliegen!« entschied ich. »Aber erst morgen. Es gibt da noch einige Dinge zu klären.«

»Welche?«

»Bürokratische«, erwiderte ich ausweichend. »Wichtig ist, daß wir den Zug verlassen, und es wird am besten sein, wenn wir in meine Wohnung fahren. Dort ist Carter vor einer Entdeckung sicher.«

Der Mönch nickte. Er wirkte zudem erleichtert, denn damit hatten wir ein großes Problem aus der Welt geschafft. Als ihn sein Schützling anschaute, lächelte er Carter zu, nahm das Tuch und drapierte es vorsichtig über dessen Kopf, damit auch das Gesicht verdeckt war.

Ich hatte die Abteiltür aufgezogen und schaute in den Gang. Ich wollte nicht riskieren, daß uns jemand entgegenkam, aber die Luft war auf beiden Seiten rein.

Als ich mich umdrehte, um den Freunden zu winken, saß Eastland noch immer.

»Wollt ihr nicht kommen?«

Father Ignatius schüttelte den Kopf. »Mir ist soeben etwas eingefallen, John. Ich will dir ja keine Vorschriften machen, aber wie wäre es, wenn du einen Test vornimmst?«

»Wie meinst du das?«

»Mit deinem Kreuz. Ich bin nicht so vermessen, zu glauben, daß du die Geschwüre heilen kannst, aber es wäre trotzdem interessant zu sehen, ob Carter durch die Veränderung auch eine Abkehr seiner Seele

bekommen hat. Ich wünsche es nicht, aber…«
»Was ist das denn?« meldete sich der Detektiv.
»Nur ein Test.«
»Mit einem Kreuz?«
Father Ignatius nickte. »Ja, mein Freund. Sogar mit einem besonderen Kreuz.«
Die Augen des Mannes bewegten sich unruhig, als er sah, wie ich die Kette über den Kopf streifte.
Ich zog das Kreuz aus dem Ausschnitt hervor, und er starrte es an.
»Haben Sie Furcht davor?« fragte ich ihn leise.
»Nein, nein… ich… ich glaube nicht.« Er lächelte krampfhaft, was bei ihm etwas Grimassenhaftes bekam. »Ich fühle mich sogar wohler. Darf ich es nehmen?« Er streckte mir seine Hände entgegen, die dicht zusammenlagen.
»Bitte sehr.« Ich drapierte das Kreuz auf die beiden Handteller, beobachtet von Suko und Father Ignatius.
Er schaute nieder. Um seine Lippen zuckte es. Dann fing er wieder an zu weinen. Wir konnten uns keinen Reim darauf machen, und ich fragte nach dem Grund.
»Es tut so gut, Mr. Sinclair. Es… es ist einfach wunderbar.« Er konnte kaum sprechen. »Mir ist, als würde sich meine Seele sehr weit öffnen. Alles ist so anders geworden. Ich fühle mich fast so gut wie früher. Das ist wie ein Strom, der mich durchschießt. Ich liebe es. Ich möchte es gern behalten. Darf ich?«
»Leider nicht, Carter. Es ist mein Eigentum, denn es gibt mir den nötigen Schutz.«
»Ja«, flüsterte er, »es ist einfach wunderbar. Das Kreuz ist wie ein Engel. Es gibt mir Sicherheit.«
Er gab es nur ungern aus der Hand, aber ich brauchte es.
Auf dem Gesicht des Padres sah ich ein feines Lächeln. Er trat auf mich zu und flüsterte: »Jetzt habe ich wieder Hoffnung, John, daß wir es schaffen können…«
»Das hoffe ich doch. Noch einmal die Pest zu erleben, kann der Menschheit nicht zugemutet werden.«
Wenig später verließen wir das Abteil. Von der Bahnpolizei bekamen wir einen Raum zugewiesen, der an einer kleinen Straße lag, die wir auch mit dem Wagen erreichen konnten.
Ich holte den Rover und ließ die Freunde einsteigen. Carter Eastland saß zwischen Father Ignatius und Suko im Fond des Wagens. Die Hände hatte er wie zum Gebet gefaltet…

***

Durch Farthham schlich die kalte Angst!
Das hatte nicht einmal etwas mit der Dunkelheit zu tun, denn die

Bewohner fürchteten sich auch bei Tageslicht vor dem Unheil oder vor der Bestrafung.

Sie alle hatten es als Bestrafung angesehen, was ihnen widerfahren war. Die fürchterliche Krankheit, die veränderten Gesichter, die Geschwüre; es war schlimm gewesen.

Die Gesunden hatten das Wimmern der Kranken in den Ohren, der Pfarrer war ebenso hilflos wie ein Kind. Er konnte nur beten und versuchen, die größte Not zu lindern.

Es hatte nicht alle Menschen aus dem Ort erwischt. Hier eine Frau, dort einen Mann, auch zwei junge Mädchen, waren von der Krankheit befallen worden, ebenso der Küster.

Kein Gesunder konnte sagen, wie es dazu gekommen war. Aber die Kranken wußten es, und sie hielten den Mund. Es gab nur Gerüchte, ungewöhnliche Gerüchte, denn flüsternd geisterte die Nachricht durch das Dorf, daß jede der angesteckten Personen zuvor einen gewissen Besuch bekommen hatte. Wer dieser Besuch gewesen war - ob männlich oder weiblich - darüber schwiegen sich die Kranken aus.

Doch die Gesunden mußten mit der Angst leben, und ein jeder von ihnen rechnete damit, daß es ihn als nächsten erwischte, auch wenn er darüber nicht sprach.

Sogar der fremde Tourist war nicht verschont geblieben. Keiner wußte es genau, aber die Tatsache, daß er bei Dunkelheit Hals über Kopf geflohen war, ließ darauf schließen. Dabei hätte er dies nicht tun dürfen, weil nicht feststand, ob die magische Pest ansteckend war oder nicht. Er aber war gegangen, einfach verschwunden und würde auch nicht mehr erscheinen, davon gingen diejenigen aus, die ihn kannten.

Eine Person bedauerte dies.

Beth Morgan hatte den jungen Mann gemocht. Ob er auch sie gemocht hatte, wußte sie nicht, aber als er in den Ort gekommen war, hatte er ihrer Ansicht nach so etwas wie den Hauch der weiten Welt mitgebracht, trotz seines Rucksacks, des zusammengeschnürten Zeltes und der klobigen Wanderschuhe.

Er war eben anders gewesen. Er kannte viel von der Welt, er hatte Beth darüber berichtet, und sie hatte staunend zugehört, wie er von London sprach, dieser großen Stadt, die Beth so weit vorkam wie der Mond.

Sie war bisher nur in Glasgow gewesen, dazu noch in Begleitung ihrer Eltern. Da hatte sie ihrem eigenen Willen überhaupt nicht folgen können. Aber ein Mann wie Carter Eastland wußte Bescheid.

Sie hatte sich gern mit ihm unterhalten, und er hatte natürlich auch begriffen, was sich in diesem Gebiet abspielte. Beth gab jetzt zu, daß es ein Fehler gewesen war, mit ihm darüber zu reden. So hatte sie nur Carters Neugierde erweckt.

Er hatte dann mit anderen Dorfbewohnern darüber gesprochen und

seine Kenntnisse noch vertiefen können. Da mußte er auch bestimmte Informationen bekommen haben, denen er nachgegangen war.

Bei Anbruch der Dunkelheit war er verschwunden und mitten in der Nacht zurückgekehrt, als Kranker, wie Beth wußte, denn sie hatte auf ihn gewartet und selbst im Dunkel des Flures gespürt, daß er nicht mehr in Ordnung gewesen war.

Das hatte ihr einen Schlag versetzt.

Beth Morgan gehörte zu den jungen Frauen, die etwas aus ihrem Leben machen wollten. Die meisten Menschen hier lebten von der Viehzucht. Auf den weiten Weiden rings um den Ort war genügend Platz, um große Schafherden zu halten.

Wer nicht im Ort arbeitete, der fuhr in die etwas größeren Städte, wo es Industrieansiedlungen gab.

In der Whiskyproduktion und der Bekleidungsindustrie fanden sich immer wieder Jobs.

Ansonsten ernährten sich die Bewohner von Farthham autark, brannten nebenbei ihren Whisky, worauf Beth allerdings verzichtete, denn sie gehörte zu den Menschen, die andere Neigungen besaßen.

Es gab sicherlich einige Leute, die sie als Künstlerin bezeichnet hätten. Beth aber sah sich nur als gute, kreative Handwerkerin, denn sie töpferte.

Nicht nur für den Hausgebrauch. Wenn sie nicht selbst fuhr, gab sie die Waren ihren Eltern mit, die sie auf dem großen Wochenmarkt in Perth verkauften. Einmal im Monat fuhren die Morgans hin, und es kam vor, daß sie alles verkauft hatten, denn in Perth gab es immer zahlreiche Touristen, die von dieser Stadt aus in Richtung Norden fuhren, über die E 120, kein Motorway, aber sie war dennoch die wichtigste Verbindung im mittleren und nördlichen Schottland, denn sie führte über Inverness und dann immer an der Ostküste entlang bis hoch in den Norden hinein, wo das Land aufhörte, die See wild war und des öfteren von schweren Stürmen heimgesucht wurde.

Beth Morgan konnte also kaum genug Nachschub herbeischaffen, ihre Eltern bedrängten sie auch, aber sie war einfach seit kurzem nicht mehr in der Lage, kreativ zu sein.

Ihr fielen kaum neue Formen ein, zudem bemalte sie die Vasen, Schalen, Kerzenleuchter, Teller und Tassen immer selbst, und auch hier stand sie manchmal davor, als hätte sie noch nie dieses Handwerk ausgeführt.

Sie konnte einfach nicht.

Stundenlang saß sie dann in ihrer kleinen Werkstatt, die in einem Schuppen untergebracht war, und starrte ins Leere, wobei sie gleichzeitig auch den Brennofen anschaute.

Ihr erging es wie allen anderen Bewohnern von Farthham. Auch sie hatte Angst. Furcht vor der Dunkelheit, vor der folgenden Nacht, denn

es konnte sein, daß dieser Unheimliche wiederkam.

Sie wußte nicht einmal, wer es war, keiner konnte ihn beschreiben, er war einfach da und brachte die Pest. Sie hatten ihm nicht einmal einen Namen gegeben, dazu waren sie viel zu geschockt, und auch jetzt floß Beth ein Schauer über den Körper.

Dabei war es ein schöner Tag. Der Regen fiel nicht mehr. Die dicken, mächtigen Wolken hatten sich zurückgezogen, über dem Tal und den Bergen lag ein prächtiger Himmel, überflutet vom Schein der Sonne, die es besonders gut meinte.

Ein Tag zum Spazierengehen, zum Wandern, aber Beth hockte in ihrer Werkstatt, spürte unter dem dünnen Pullover den kalten Schauer auf der Haut und schaute gegen den blauen Stoff ihrer Jeans, der sich deutlich von der weißen Farbe der Turnschuhe abhob.

Das Grauen hatte begonnen, es hatte sich auch fortgesetzt, aber sie wußte nicht, wie es noch enden würde. Oft genug hatte sie sich eine Schreckensvision ausgemalt. Da war sie dann jedesmal in eine Endzeitstimmung gefallen.

Sie sah die Bewohner des Dorfes genau vor sich. Und sie kannte jeden.

Aber nicht mehr so, wie sie einmal waren, sondern anders, viel schlimmer.

Gesichter, die keine mehr waren. Geschwüre, nässende, offene Wunden, gezeichnet von einem furchtbaren Grauen, und sie bewunderte insgeheim den Pfarrer, der sich trotz allem um die Menschen kümmerte und ihnen sogar eine Wohnmöglichkeit gegeben hatte.

Beth trat an das Fenster. Es war sehr groß und reichte bis hinab auf den Boden. Sie hatte von dieser Stelle aus einen guten Blick bekommen, schaute über eine Wiese hinweg, auf der Obstgärten standen und sah weit dahinter die dunklen Hänge der Berge, die - aus der Distanz gesehen - breiten Matten glichen, auf denen Schafe weideten und der lichte Wald sie nicht störte, weil er erst weiter oben begann, dicht unter den grauen, mächtigen Graten der felsigen Bergspitzen.

Es war ein schönes, ein wildes, ein romantisches Land, und Beth liebte es.

Nun nicht mehr.

Nie hätte sie sich vorstellen können, aus Farthham wegzugehen, nun dachte sie anders darüber. Hätte der Fremde sie gefragt, sie wäre mit ihm gegangen, denn sie hatte sehr deutlich gespürt, daß sie ihm nicht unsympathisch war.

Doch er war weg, er würde nie wieder zurückkehren. Vielleicht war er auch tot, denn wen die Krankheit einmal erwischt hatte, den ließ sie nicht mehr los. Bis zum bitteren Ende.

Wie der Tod dann genau aussah, das wußte sie nicht. Beth wollte es auch nicht wissen. Es war schon schlimm genug, daß sie sich gedanklich mit derartigen Tatsachen auseinandersetzen mußte.

Wer konnte helfen?

Während sie über diese Frage und auch über die Antwort nachgrübelte, schaute sie einem Radfahrer zu, der jenseits der Wiese über einen Feldweg fuhr und zu seinen Schafen unterwegs war. Auch ihn konnte es erwischen.

Möglicherweise würde er nach der folgenden Nacht nie mehr so aussehen wie heute!

Sie hatte plötzlich Hunger bekommen, nahm einen Apfel und aß ihn langsam. Dabei schaute sie gegen die Berge, sah den Himmel, einen Teil des hellen Sonnenballs und fragte sich, ob es niemand geben würde, der Farthham von diesem schrecklichen Fluch befreien konnte.

Beth gehörte zu den Menschen, die ihre verhältnismäßige Einsamkeit genutzt und viel gelesen hatten. Eigentlich alles, was ihr so in die Finger gefallen war.

Unter den Büchern hatte sich auch eine Literatur befunden, die sich mit Grenzgebieten beschäftigte.

Sie hatte einiges über Religionen gelesen und deren Ursprünge.

Auch über Mystiker und Propheten, und mehr als einmal war sie über den Begriff des Exorzismus gestolpert.

Dieser Gedanke hatte sie in den letzten Stunden einfach nicht losgelassen. Immer wieder beschäftigte sie sich damit und brachte ihn in Zusammenhang mit der Pest.

Zunächst hatte sie sich erschreckt, als sie über den Begriff nachdachte. Jetzt ging sie damit verhältnismäßig locker um. Die Kränken waren von der Pest befallen worden, aber Beth wollte nicht akzeptieren, daß es die normale Pest gewesen war. Diese Krankheit mußte die Menschen aus einem anderen Grund erwischt haben, und sie war nahe daran, sie mit dem Teufel oder mit irgendeiner Form von Magie in Verbindung zu bringen. So und nicht anders mußte es ihrer Meinung nach gewesen sein, denn auch in den Büchern über Religions-Mystik hatte einiges darüber gestanden. Sie verglich dieses Gebiet eher mit den Sagen und Legenden, die man sich auch im Ort erzählte, denn hier in Schottland lebten die alten Geschichten weiter, und nicht wenige Menschen glaubten auch daran. Sie waren überzeugt, daß die Dinge, von denen in den Legenden erzählt wurde, auch existierten.

Selbst Farthham besaß eine Sage.

Immer öfter hatte sie daran gedacht. An den Unheimlichen, der hier vor langer, langer Zeit einmal gewesen war und etwas Besonderes getragen hatte.

Es war ein Handschuh!

Angeblich war der Fremde Alchimist gewesen, ein Mystiker und Zauberer mit dem Namen Ampitius. Er hatte in dieser Gegend gelehrt und oft über die geheimen Kräfte des Teufels gesprochen und die der Hölle. Und er hatte diesen Handschuh besessen, dem ebenfalls magische Kräfte zugeschrieben wurden.

Zudem war der Fremde als Knappe aufgetreten. Er hatte sich als der Knappe der Hölle ausgegeben, so jedenfalls stand es in der Überlieferung, und so war seine Geschichte von Generation zu Generation weitergegeben worden.

Jeder im Dorf kannte sie. Sie wurden den Kindern erzählt, die sich fürchteten, wenn der Name des Knappen ausgesprochen wurde, aber auch die Erwachsenen bekamen einen Schauer.

Sollte an der Geschichte tatsächlich etwas Wahres daran sein? Trug dieser seltsame Knappe die Schuld an der magischen Pest? Es gab für die junge Beth keine andere Erklärung, auch wenn sie diese nicht vollständig akzeptieren wollte.

Sie hörte das Klopfen an der Eingangstür. Es war nicht laut, trotzdem schreckte Beth zusammen, da sie einfach zu stark mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt gewesen war.

Besuch um diese Zeit?

Das konnte eigentlich nur ihre Großmutter sein, die hin und wieder bei ihrer Enkelin vorbeischaute.

Sie und Beth verstanden sich ausgezeichnet. Von ihrer Großmutter hatte sie so manche Lebensweisheit mit auf den Weg bekommen.

Sie passierte die beiden Drehscheiben, die Regale mit den Waren, erreichte den schmalen Flur und stand sehr bald schon vor der Haustür, die sie aufzerren mußte.

Es war die Großmutter.

Beths Augen leuchteten. »Du bist es, Grandma. Bitte, komm rein.«

»Guten Morgen, mein Kind.« Die alte Dame lächelte. Sie war beinahe Achtzig, aber das sah man ihr nicht an. Noch immer ging sie hoch aufgerichtet, das weiße Haar lag auf ihrem Kopf wie eine Welle, und ihr Gesicht zeigte kaum Falten. Sie hatte noch immer dieselben braunen Augen wie auch die zwanzigjährige Beth und ebenfalls den weichen Schwung des Mundes. In der Werkstatt schaute sie sich um, nahm dann auf einem alten Schaukelstuhl Platz und bat ihre Enkelin, sich ebenfalls zu setzen.

Beth entschied sich für einen Hocker. Obwohl ohne Lehne, gehörte er zu ihren Lieblingsplätzen.

»Es freut mich, daß du…«

»Ich weiß, Kind, ich weiß.« Sie hob den Zeigefinger, ohne deshalb oberlehrerhaft zu wirken. »Und heute habe ich einen besonderen Grund, zu dir zu kommen.«

»Ja - welchen?« Beth wußte, daß die Großmutter es immer spannend

machte. Jedesmal hatte sie etwas Neues zu berichten.
»Der Grund bist du, Beth!«
Das junge Mädchen riß erstaunt seine Augen auf. »Ich?« Beth lachte. »Hast du dich nicht geirrt?«
»Nein, mein Kind.«
»Das ist ein Kompliment.«
Die alte Frau lächelte. »Es kommt darauf an, Mädchen, es kommt darauf an…« Ihre Stimme versickerte, was Beth etwas mißtrauisch werden ließ, denn ihre Großmutter gefiel ihr plötzlich nicht mehr. Nicht sie selbst, sondern ihr Zustand.
»Was ist der tatsächliche Grund, Grandma?«
Die alte Frau lächelte. »Du bist eine gute Beobachterin, mein Kind, eine sehr gute. Ich glaube, das hast du von mir geerbt. Ich bin in der Tat nicht nur gekommen, um dir einen guten Tag zu wünschen, auch wenn das allein schon Grund genug gewesen wäre, nur um dich zu sehen, mein Kind. Zudem weißt du, wie ich dich liebe. Und weil ich dich liebe und du mir so ans Herz gewachsen bist, mache ich mir Sorgen um dich. Du hast dich verändert, Beth, du bist nicht mehr so wie früher, und ich möchte dich fragen, ob die unerklärlichen und schlimmen Dinge daran die Schuld tragen, die hier im Ort geschehen sind?«
Beth Morgan gab zunächst keine Antwort. Etwas steif saß sie auf ihrem Hocker. Beide Hände auf die Oberschenkel gelegt. Sie wußte sehr gut, daß sie sich vor ihrer Großmutter nicht verstellen konnte. Die alte Dame kannte sie besser als irgend jemand anderer. Sie hatte die Enkelin schließlich mit großgezogen.
»Stimmt es?«
Beth nickte.
»Ich wußte es, mein Kind. Ich bin alt, aber ich habe Augen im Kopf. Du trauerst um den jungen Mann, der in den Ort kam und in den du dich verliebt hast.«
Sie lächelte schmerzlich.
»Er ist weg«, fuhr die alte Dame fort. »Und er ist bestimmt nicht gegangen, weil du ihn nicht erhört hast.« Sie drückte sich manchmal etwas umständlich aus. »Ich sah, wie er dich anschaute, und diese Blicke sind all die Jahre über gleichgeblieben. Auch mein Mann hat mich damals so angesehen, als er verliebt war. Aber jetzt ist der junge Mann fort, verschwunden bei Nacht und Nebel. Einfach weggelaufen, ohne dir auf Wiedersehen zu sagen.«
»Ja, Grandma…« Mehr bekam Beth nicht heraus. Auf einmal stürzte alles über ihr zusammen. Die Decke bewegte sich ebenso wie die Wände. Ein Kreisel entstand, in dem sie sich selbst als Mittelpunkt sah. Ihre gesamte Werkstatt schien auf einem großen Floß zu schwimmen, das sich auf den Wellen bewegte, und sie hatte Mühe, überhaupt auf

dem Hocker sitzen zu bleiben.

Dann kamen die Tränen. Sie mußten einfach hinaus. Alles, was sich bei ihr angestaut hatte, wollte sich nun freie Bahn verschaffen. Erleichterung, einfach nur weg, einfach nichts mehr von der fürchterlichen Gegenwart mitbekommen…

Die alte Frau ließ ihre Enkelin weinen. Irgendwann stand sie auf und trat an Beth heran. Mit der Hand strich sie über das braune Haar des jungen Mädchens, das seinen Kopf drehte und die Wange gegen den Körper der Großmutter preßte.

Die alte Frau wußte, daß es besser war, wenn sie Beth weinen ließ. Manchmal konnten Tränen erlösend wirken, und das war bei Beth Morgan der Fall. Irgendwann hob sie den Kopf. Ihre Augen waren gerötet, das Gesicht verquollen, die Lippen zuckten, und immer wieder zog sie die Nase hoch.

»Können wir sprechen?«

Beth hatte inzwischen ein Taschentuch hervorgeholt und putzte ihre Nase. Sie tupfte auch die Augen ab, atmete laut und durch den offenen Mund, bevor sie nach der Hand ihrer Großmutter faßte, die sich mit dem Fuß einen weiteren Hocker herbeihangelte und sich dicht neben ihre Enkelin setzte.

»Bitte, mein Kind, du mußt mir alles erzählen, einfach alles. Laß nichts aus.«

»Ja, ja, ich…«

Greta Morgan ließ ihr Zeit. Dann aber, als Beth sich einigermaßen gefangen hatte, fing sie an zu sprechen. Und sie redete schnell, sie konnte ihren Gedanken mit den Worten oft nicht folgen, sprach von dem jungen Mann, in den sie sich verliebt hatte und dann davon, welch schreckliches Schicksal ihm ihrer Meinung nach widerfahren war.

»Und jetzt ist er weg?«

»Ja, Grandma, ja…«

»Du weißt nicht wohin?«

Beth schüttelte den Kopf. »Er ist einfach verschwunden, Grandma. Einfach so.«

Sie nickte. »Kam er nicht aus London?«

»Das sagte er.«

»Er wird in diese Stadt zurückgekehrt sein, wenn überhaupt. Aber das halte ich für verantwortungslos, Kind. Wenn ihn die Seuche tatsächlich erwischt hat, ist es möglich, daß er andere Menschen damit ansteckt, und das sehe ich als furchtbar an. Um dies zu tun, muß ein Mensch schon sehr verantwortungslos sein.«

»Das ist er aber nicht!« rief Beth trotzig.

»Und trotzdem hat er das Dorf verlassen.«

»Ja«, flüsterte sie. »Ja, er hat Farthham leider verlassen. Ich weiß

nicht, was ihn dazu getrieben hat. Er hätte hier bei den anderen Kranken bleiben können. Ich hätte versucht, ihm zu helfen, aber jetzt ist nichts mehr zu machen. Zudem befürchte ich etwas, das vielleicht noch schlimmer ist.«

»Darf ich fragen, was es ist?«

»Ja, Grandma, ja, das darfst du. Ich habe eine schreckliche Angst davor, daß er sich etwas antut. Daß er keinen Ausweg mehr weiß, sich in die Berge verkrochen hat und sich selbst umbringt. Das ist es, was mir furchtbare Sorgen bereitet. Ich habe schon darüber nachgedacht, ob ich ihm nachgehe, ihn suchen soll, ihn…«

»Nein, mein Kind, das bitte nicht. Du brauchst ihn nicht zu suchen. Es kann sein, daß du ihn wiedersiehst. Wenn nicht, dann hat er es nicht anders verdient.«

Beth gefielen die Worte ihrer Großmutter nicht, aber sie wagte keine Widerrede. Sie selbst sah Carter Eastland nicht so an, und sie hoffte-noch immer, daß er es schaffte und den Weg wieder nach Farthham fand. Auch wenn er gezeichnet war, sie würde sich um ihn kümmern, das stand fest.

Ihre Großmutter schaute sie an, als könne sie die Gedanken der Enkelin lesen. Vielleicht war dies auch irgendwo der Fall, denn Greta Morgan war eine sehr kluge Person.

»Kannst du mir denn einen Rat geben, Grandma?«

»Ja und nein. Ich bin heute zu dir gekommen, weil ich allein mit dir reden möchte.«

Beth beugte sich vor. Sie zerknüllte das Taschentuch zwischen ihren Händen. »Das hört sich schlimm an«, sagte sie. »Ich… ich kann direkt Angst bekommen.«

»Das brauchst du nicht, aber du mußt dir immer vor Augen halten, daß du jetzt erwachsen bist, mein Kind. Die Zeit, wo andere für dich entschieden haben, ist vorbei.«

»Leider.«

»Und deshalb solltest du auch über gewisse Dinge informiert werden. Näher und tiefer eingeweiht werden…«

»Geht es um die alte Sage?«

»Richtig, mein Kind.« Sie faßte nach Beths Händen. »Ich weiß ja, daß du dich immer für mystische Dinge interessiert hast. Vielleicht hilft dir dies nun, gewisse Tatsachen zu begreifen, denen wir uns alle leider stellen müssen.«

»Du machst es so geheimnisvoll.«

»Es ist auch nicht für jedermanns Ohren bestimmt. Daß einige Bewohner erkrankt sind, hat einen tieferen Grund, mein Kind. Ich will ihn dir genau sagen. Vor einigen hundert Jahren tobte in Europa der Dreißigjährige Krieg. Er hat viel Elend über die Menschheit gebracht, aber nicht alle sind an den Folgen der kriegerischen Handlungen

gestorben. Die Pest hat mehr Opfer geholt.«

»Wie bei uns hier.«

»Ja und nein, Kind.«

Beth zwinkerte irritiert. »Wie soll ich das denn verstehen, Grandma? Ich weiß es...«

Die alte Frau hob kurz die Hand, und Beth schwieg. »Es war damals eine schreckliche Zeit, von der wir nur etwas wissen, weil es in Büchern und Überlieferungen gestanden hat. Aber auch Historiker haben den Schleier gelüftet. Darauf will ich gar nicht hinaus, meine Liebe. Es geht um gewisse Details. Zu den Zeiten der Pest und des Krieges sind viele Fremde erschienen. Manche meinten es gut, andere nicht. Diejenigen, die es nicht gut mit den Menschen meinten, haben sie unterjocht, unterdrückt, terrorisiert. Und dazu gehörte auch Ampitius.«

»Der Knappe.«

»Das stimmt.« Greta lächelte. Sie freute sich darüber, daß ihre Enkelin so gut informiert war. »Dann kennst du auch seine Geschichte?«

»Nicht so gut wie du.«

»Ich möchte sie kurz zusammenfassen. Der Legende nach heißt es, daß dieser Knappe, wenn er erscheint, die Pest mit sich bringt. Nur unterscheidet sich seine Pest von der normalen sehr, denn seine besitzt einen magischen Ursprung. Der Knappe war jemand, den man früher als einen Alchimisten bezeichnete. Diese Männer wurden sehr oft an die Höfe der Regierenden geholt, damit sie durch ihre Kunst den Stein der Weisen fanden, das heißt, das Mittel, das es ihnen ermöglichte, aus Stein das wertvolle Gold zu machen.«

»Und konnte Ampitius dies?«

»Nein, mein Kind, das hat er nicht geschafft. Aber er besaß andere Kräfte. In seinem Besitz befand sich ein Handschuh, und er selbst sah sich als Vorbote derjenigen an, die über das Land fallen würden, um die Apokalypse einzuleiten.«

Beth erschrak. Sie wurde bleich. Eine Hand preßte sie gegen ihre Wange. »Du meinst die vier Reiter?«

»Ja.«

»Die von Dürers Bild?«

Greta nickte.

Beth saß unbeweglich. Sie hatte Mühe, den Schrecken zu unterdrücken und sah so aus, als wollte sie ihn herunterschlucken. Auf ihrer Stirn erschienen kleine Schweißperlen, aber auch die alte Frau, die ihr gegenübersaß, hatte eine Gänsehaut bekommen.

Dieses Thema war schaurig und schlimm - und es würde weiter vertieft werden müssen.

»Fassen wir zusammen, Kind. Der Knappe und die vier Reiter

gehören zusammen. Er hat ihnen gedient, denn er besaß den Handschuh, prall mit einer furchtbaren Magie gefüllt, die in der Lage war, die schreckliche Krankheit zu bringen.«

»So wie heute?«

»Leider.«

Beth zitterte. Die Furcht wollte sie überschwemmen. Dennoch besaß sie die Nerven, um nachdenken zu können, und sie sprach ihre Gedanken flüsternd aus. »Wenn dieser Ampitius also die Pest gebracht hat und wenn das heute auch noch so ist, dann sehe ich nicht ein, warum die Menschen heute nicht die normale Pest haben und daran sterben. Denn bisher ist noch keiner gestorben.«

»Das stimmt.«

»Mehr sagst du nicht?«

»Doch, mein Kind. Diese Pest, die wir heute erleben, war auch damals keine andere. Sie hat sich nicht durch Ansteckung verbreitet, sondern durch Magie. Auch damals schon, wenn du verstehst.«

»Ja, ich glaube…«

Greta lächelte, obgleich ihr nicht danach zu Mute war. »Nein, es ist kaum zu begreifen. Bei dieser Pest werden Menschen zu Kreaturen der Hölle gemacht. Ich bin sicher, daß sie sich nicht allein äußerlich verändern, auch im Innern. Sie werden alles Menschliche vergessen und nur dem einen dienen.«

»Dem Teufel!« rief Beth.

»Leider muß ich dir zustimmen, Kind!«

Nein, Beth war nicht geschockt, vielmehr enttäuscht, daß alles so gekommen war. Sie hatte mit einer ähnlichen Antwort gerechnet, aber wenn sie tatsächlich zutraf, dann stand ihnen direkt der Teufel als Feind gegenüber, und wie sollte sie als Mensch gegen dieses bösartige, kaum zu beschreibende Wesen ankommen?

Wußte die Großmutter Rat?

Nein, sie sah nicht so aus, denn sie hielt den Blick zu Boden gerichtet, schien in schweren Gedanken versunken zu sein, und Beth fragte sie nach Ampitius.

»Er ist doch tot - nicht?«

»Ja.«

»Und der Handschuh?«

Die alte Frau hob die Schultern. »Das ist unser Problem«, gab sie ehrlich zu. »Unser sehr großes Problem. Ich weiß nicht, ob es genau stimmt, aber der Handschuh könnte überlebt haben. Ja, er muß die Zeit sogar überdauert haben.«

»Wer hat ihn dann?«

»Das ist die Frage, mein Kind, die ich dir leider auch nicht beantworten kann.«

Beth Morgan überlegte. »Dann gehst du nicht davon aus, daß dieser

Ampitius zurückgekehrt ist?«
»Nein, er starb.«
»Wie?«
»Das kann ich dir nicht sagen, Kind. Nicht weil ich es nicht will, sondern weil ich es nicht weiß. Ich bin einfach überfragt. Ich weiß nicht, wer ihn jetzt bekommen hat. Jedenfalls muß ein würdiger Nachfolger gefunden worden sein.«
»Ja«, hauchte Beth, »das schätze ich auch. Aber da ist noch etwas anderes, das mir Sorgen bereitet.«
Sie holte tief Luft. »Du hast vorhin von den Reitern gesprochen, die die Pest brachten. Die Apokalypse. Ist auch sie denn beendet?«
»Willst du wissen, ob die Reiter überlebt haben?«
»So ungefähr…«
Greta Morgan tat sich schwer mit der Antwort. Sie seufzte, drehte den Kopf und schaute gegen die Decke, als wären dort die Worte geschrieben worden. »Weißt du, mein Kind, es gibt da gewisse Gerüchte, die sich bereits jahrelang halten. Diese Gerüchte besagen, daß die vier Reiter wieder erschienen sind.«
»Hier?«
»Nein, nicht hier, sondern weiter nördlich, wo das Kloster St. Patrick liegt. Es liegt wie erwähnt einige Zeit zurück, zudem schweigen die Mönche, aber die Gerüchte haben sich trotzdem gehalten, und ich möchte sie auch nicht von der Hand weisen. Sie sprechen davon, daß es Männer gegeben hat, die sich den Reitern stellten, die Kraft genug besaßen, um sie zurückzutreiben. Sehr mutige Männer, aber was daran alles genau stimmt, kann ich dir nicht sagen.«
Beth hob eine Hand. »Du stimmst mir aber zu, daß diese Reiter hier erscheinen könnten?«
Greta bekam einen Schauer. »Davor behüte uns Gott«, flüsterte sie. »Bete, daß dieser Kelch an uns vorübergeht. Mehr kann ich dir dazu nicht sagen, mein Kind.«
»Du willst es nicht ausschließen?«
Die alte Frau stand auf. Es wirkte geschmeidig, wie sie sich hinstellte und sich drehte. Sie ging zur Tür, und Beth lief hinter ihr her. An der Tür drehte sich Greta Morgan um. Beide Hände legte sie gegen die Wangen ihrer Enkelin. »Bleib im Haus, wenn es dunkel geworden ist, denn ich spüre es, daß sie in der nächsten Nacht wieder erscheinen werden. Ja, sie werden kommen, sie sind bereit, das Grauen zu bringen, die Pest und den Tod. Wer immer diesen Handschuh in seinem Besitz hat, er ist furchtbar, er ist ein Monstrum, das keine menschlichen Regungen kennt. Er ist einfach grauenhaft.«
Dann ging sie.
Beth wollte ihr etwas nachrufen, sie hatte ja noch Fragen, aber sie war einfach zu überrascht. Mußte nachdenken, sich mit den neuen

Gegebenheiten abfinden. Und als sie soweit war, um eine Frage zu stellen, da sah sie die Großmutter nicht mehr.

Allein stand Beth vor der Tür ihrer Werkstatt, schaute gegen ein windschiefes Haus und sah den alten Curtiss, der auf einem Holzklotz hockte und seine Sense schleifte.

Über ihr zwitscherten Vögel und turnten dabei im dichten Laub der hochgewachsenen Bäume.

Ein friedliches Bild.

Beth aber wußte, daß es täuschte. Als sie sich drehte und ihre Werkstatt wieder betrat, blieb auf ihrem Rücken ein eisiger Schauer zurück…

***

Father Ignatius hatte es für besser gehalten, sich von den drei anderen zu trennen und zunächst einmal seinen eigenen Weg zu gehen. Lächelnd hatte er von vertrauensbildenden Maßnahmen gesprochen und damit den Pfarrer des Ortes gemeint, der seine Bleibe direkt neben der Kirche hatte, in einem kleinen grauen Steinhaus.

Er hielt sich in seinem Garten auf, wo er dabei war, einen Strauß bunter Sommerblumen zu schneiden, die als Kirchendekoration ihren Platz finden sollten.

Der Pfarrer war so in seine Arbeit vertieft, daß er den Besucher nicht hörte. Erst als der Mönch seine Hände auf den braun gestrichenen Gartenzaun gelegt hatte und sich deutlich räusperte, schaute der Pfarrer überrascht hoch.

Noch überraschter war er, als er den Mönch sah. »Du bist ein Bruder?« fragte er. Langsam kam er näher, wischte seine Hände an der Schürze ab und streckte die Rechte über den Zaun, um Ignatius zu begrüßen.

»Ja, ich bin Bruder Ignatius.«

»Und woher kommst du?«

»Aus St. Patrick.«

Der etwa fünfzigjährige Geistliche mit dem grauweißen Haar nickte einige Male. »Ja, das Kloster kenne ich, auch wenn ich selbst dort noch nicht gewesen bin. Aber man hört von ihm.«

»Hoffentlich nur Gutes.«

Der Pfarrer lachte. Aus seiner Kuttentasche holte er eine randlose Brille hervor. »Nun ja, da sind die Meinungen gespalten, aber was soll es? Du bist hier, du bist mein Gast, und du bist sicherlich nicht ohne Grund gekommen.«

»Das stimmt.«

Der Geistliche zwinkerte hinter seinen Brillengläsern. »Ich sah vorhin in der Ferne ein Auto. Bist du zufällig mit diesem Fahrzeug gekommen, Bruder?«

»Es kann sein.« Der Mönch wollte den anderen nicht in alles einweihen, er würde früh genug erfahren, wann es soweit war.

»Nun ja, es geht mich ja nichts an. Aber komm ins Haus. Ich wollte sowieso etwas essen. Ich heiße übrigens Kirk.«

»Meinen Namen kennst du ja.«

Der Pfarrer ging vor. Er benutzte den schmalen Weg durch den Garten, der am Zaun entlangführte.

Ignatius blieb außen, traf aber mit Kirk zusammen, nachdem dieser ein schmales Tor geöffnet hatte und nur mehr wenige Schritte zu gehen brauchte, bis er die Treppe vor dem Haus erreichte, die Stufen hochstieg und eine schmale Tür öffnete, die in einer kleinen Nische lag. Sie war ziemlich dunkel, denn die grünen Efeu- und Wandgewächse umkrochen wie Schlangen die Kanten der Nische, als wollten sie in das Haus hineinwachsen.

Es war klein, besaß kleine Fenster, und das Büro des Pfarrers diente gleichzeitig als Wohn- und Eßraum. Er bot seinem Besucher sofort das Gästezimmer an, falls dieser vorhatte, über Nacht zu bleiben.

»Das kann durchaus passieren.«

»Wunderbar.« Kirk lächelte. »Ich freue mich immer, wenn meine Einsamkeit durch den plötzlichen Besuch eines anderen Menschen ein wenig gelockert wird.«

»Danke.« Ignatius hatte sehr wohl den prüfenden Blick des anderen gesehen, aber er hielt sich mit seinen Erklärungen zurück und schaute zu, wie Kirk den Raum verließ.

Wenig später kam er mit einem gefüllten Tablett zurück. »Es ist mein Mittagessen und Frühstück zugleich«, erklärte er, als er das Tablett auf den Tisch stellte. Brot, Tee und Lammschinken verteilten sich auf dem Tablett, und Father Ignatius lief das Wasser im Mund zusammen, denn er gehörte beileibe nicht zu den Kostverächtern.

»Greif zu, Bruder, es ist genug da.«

Das ließ sich Ignatius nicht zweimal sagen. Nach dem Essen tranken beide einen hervorragenden, im Ort gebrannten Whisky, und Kirk rauchte noch eine Zigarre. Die Männer hatten sich auf das alte Sofa gesetzt, das noch aus der Biedermeierzeit stammte, und wieder blitzten die Augen hinter den Brillengläsern mißtrauisch.

»Ich habe lange gewartet, Bruder Ignatius, um dir diese Frage stellen zu können. Ich kann mir vorstellen, daß du nicht einfach so gekommen bist, um mich zu besuchen. Du hast dir bestimmt etwas dabei gedacht. Du hattest einen Grund, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt.«

Kirk paffte einige Wolken. »Kann ich mir den Grund vielleicht denken und vorstellen?«

»Es wäre möglich.«

»Könnte es etwas mit den unerklärlichen und furchtbaren Vorgängen

zusammenhängen, die Farthham heimgesucht haben?«

Father Ignatius schaute gegen die Wand, wo ein schlichtes Holzkreuz hing. Davor stand der Schreibtisch des Pfarrers, ein wuchtiger, dunkler Klotz, zu dem auch das altertümliche, schwarze Telefon mit der Wählscheibe noch paßte.

»Warum zögerst du?«

»Es stimmt.«

Kirk nickte. Er streifte die Asche ab und lehnte sich einfach wieder zurück. Dabei hatte er die Stirn gerunzelt. »Ich weiß ja, daß dein Kloster ziemlich weit von hier entfernt liegt. Hat der Wind euch diese Botschaft zugetragen?«

»Es war bestimmt nicht der Wind.«

»Dann ein Mensch.«

»Das ist richtig. Einer, den ich kannte, der an einer furchtbaren Krankheit litt, die ihm durch ein Wesen beigebracht worden war, das er nicht kannte und ich auch nicht kenne. Es muß sich aber hier in Farthham oder hier in der Nähe aufhalten. Zudem hörte ich, daß noch andere Menschen erkrankt wären.«

Jetzt wartete er auf eine Bestätigung, und diesmal ließ sich Kirk Zeit damit. Sein Gesicht nahm einen sehr sorgenvollen Ausdruck an, als er endlich mit leiser Stimme sagte: »Ich habe den Eindruck, als wäre hier eine uralte Legende wieder zum Leben erweckt worden. Die Sage um den Ampitius, den Knappen mit dem Handschuh. Ampitius war ein Alchimist, der in den Diensten des Bösen stand und einen magischen Handschuh besaß, der angeblich vom Teufel stammte und der zudem in der Lage war, die magische Pest zu verbreiten. Nicht die normale, sondern die Pest, die Menschen zu Dienern des Satans macht. Ich weiß, daß es furchtbar klingt, aber wir müssen davon ausgehen, denn alle Anzeichen weisen auf eine Wiederholung der Tat hin.«

»Dann ist dieser Ampitius zurückgekehrt?« fragte der Mönch.

Kirk holte tief Luft. »Ob er oder ein anderer, das steht leider nicht fest.«

»Aber die Anzeichen sind dieselben?«

»Sofern man der Überlieferung glauben darf«, erwiderte der Geistliche.

Für einen Moment schloß Father Ignatius die Augen. »Wie viele Menschen sind bereits infiziert?« fragte er.

»Sechs.«

Der Mönch erschrak. »Wie bitte?«

»Es ist leider so. Ich hätte es auch gern anders, aber da ist nichts zu machen.«

»Dann sind es mit Carter sieben.«

»Carter?«

»Ja, Carter Eastland, der mich besucht hat.«

»Ah, ich weiß. Dann ist es der junge Mann, der aus Farthham so plötzlich verschwand.«

»Stimmt. Er konnte nicht mehr bleiben, obwohl er sich hier in ein Mädchen verliebt hat.«

»In Beth Morgan.«

»Du weißt gut Bescheid, Bruder.«

»Wir sind ein Dorf. Hier kann man nichts vor den anderen geheimhalten.«

»Das denke ich auch. Aber es sind noch sechs andere da. Wo halten sie sich auf?«

Kirk seufzte. »Bei mir.«

»Was?« Beinahe wäre der Mönch aufgesprungen. »Hier in deinem Haus, Bruder?«

Der Pfarrer schüttelte den Kopf und hob beide Hände an. »Nicht hier im Haus, das wäre nicht gut, wie du sicherlich verstehen wirst. Wie dir sicherlich aufgefallen sein wird, steht die Kirche auf einem kleinen Hügel. Ich will nicht behaupten, daß er untertunnelt ist, aber aus vergangenen Zeiten gibt es noch einige Verliese, in denen die Gläubigen früher Zuflucht gesucht haben, als sie noch verfolgt wurden. Heute habe ich sie für die Kranken zweckentfremdet. Das war vor einigen Tagen noch möglich.«

»Heute nicht mehr?«

»Nein, Bruder, nein, denn sie haben sich so schrecklich verändert. Damit meine ich nicht einmal das Äußerliche, diese Pest hat auch vor ihrer Seele nicht haltgemacht. Und deshalb ist sie auch anders als die Pest, die man als ganz normale Seuche ansieht. Ich würde sie als magische Pest bezeichnen.«

»Deren Saat der Teufel gelegt hat - oder?«

»Richtig.«

Father Ignatius stand auf. Er hatte vor zwei Stunden noch gezweifelt, ob es der richtige Weg gewesen war, wieder nach Farthham zurückzufahren. Diese Zweifel waren nun verschwunden. Er war auf dem richtigen Weg, und er würde davon auch nicht mehr abweichen, das hatte er sich fest vorgenommen.

»Ich kann mir denken, daß du die Veränderten sehen möchtest, Bruder.«

»Das stimmt.«

»Komm mit. Aber hast du starke Nerven?«

»Verlasse dich darauf.«

Die beiden Männer verließen das Pfarrhaus. Draußen roch es so herrlich frisch. Die Natur stand in voller Pracht, und da es zwischendurch immer wieder geregnet hatte, zeigte das Gras einen satten, grünen Farbton. Da wirkten die Wiesen wie ein dunkles Meer.

Die Kirche betraten sie nicht. Beide Männer umschritten das große

Gebäude. Der schmale Plattenweg führte auf einen winzigen Anbau zu, der wie ein zu groß geratener Karton an der Seite der Kirchenmauer klebte und gleichzeitig die Grenze zum Dorffriedhof bildete, dessen Gräber immer geschmückt waren und sehr gepflegt wurden.

»Dort hinein?« fragte Ignatius und wunderte sich darüber.

»Ja, es ist die Sakristei.«

Der Mönch mußte sich bücken, als er über die Türschwelle schritt. In dem keinen Raum roch es nach Kerzenwachs, Weihrauch und auch nach Weihwasser.

Der Mönch nahm eine Weihwasserkugel an sich, die an einer schmalen Kette hing. Die Kugel war mit geweihtem Wasser gefüllt, was ihn sehr zufrieden machte.

Kirk sah dies zwar, enthielt sich jedoch eines Kommentars und bückte sich.

Da auf dem Holzboden kein Teppich lag, brauchte er auch nichts zur Seite zu schieben und konnte die schmale Luke völlig widerstandslos öffnen. Er ließ die breite Klappe sacht zu Boden gleiten und deutete in die Tiefe, wo eine Metalleiter in den Kellerbereich führte.

Als Kirk das erstaunte Gesicht seines Besuchers sah, lächelte er. »Keine Sorge, es geht noch tiefer. Der alte Fluchtkeller liegt darunter.« Da Ignatius zögerte, ging der Geistliche vor. Er konnte sich ein leises Lachen nicht verkneifen.

Der Keller schluckte beide Männer. Sie glitten hinein in die dumpfe, muffige Luft, die jahrelang nicht ausgetauscht worden war.

Es gab einen Gang. Er führte nach links und nach rechts. Der Geistliche wies zur rechten Seite hin.

»Komm, da entlang.«

Der Mönch aus St. Patrick zog den Kopf ein. Graues Gestein bildete die Wände. Daß es überhaupt elektrisches Licht gab, war ein kleines Wunder. Auf die Frage des Besuchers gab Kirk zu, daß er hin und wieder bastelte und die Leitungen gelegt hat. »Handwerk ist eben ein Hobby von mir. Und man kann es immer brauchen.«

»Richtig, wie meine Schmiedekunst.«

Kirk drehte sich um. »Du bist Schmied?«

»Auch.«

»Was stellst du her?«

»Alles, sogar Kugeln aus geweihtem Silber.« Ignatius sah den skeptischen Blick seines- Bruders und beschloß, nicht weiter in Einzelheiten zu gehen. Statt dessen gingen sie tiefer in den Keller, wobei der Mönch den Eindruck hatte, als würde sich der düstere Gang durch den gesamten Hügel ziehen und außerhalb erst den Ausgang besitzen.

Die Luft beinhaltete immer weniger Sauerstoff. Sie war schlecht, sie

roch, aber nicht nur muffig, sondern besaß auch einen anderen Gestank, der auf Menschen hindeutete, die sich lange nicht mehr gewaschen hatten. Der Priester blieb stehen, drehte sich um. Sein Gesicht befand sich dicht vor dem seines Besuchers. »Wir sind gleich da!« hauchte er, und eine Gänsehaut zeichnete seine Züge. »Es dauert nicht mehr lange. Ich möchte dich…«

»Psst!«

Ignatius hatte etwas gehört und wollte, daß der andere verstummte. Er tat es auch.

Aus der Ferne waren die Geräusche zu hören. Es dauerte einen Moment, bis der Mönch sie identifiziert hatte. Schreckliche Geräusche, ein Jammern und Klagen, gleichzeitig ein Lachen oder Winseln.

Das alles mischte sich zusammen und konnte schon an den Nerven eines unbedachten Menschen zerren.

»Sind sie das?« hauchte Ignatius.

Der Geistliche nickte. »Ja, das sind sie. Und sie haben sich sehr verändert.«

Scharf saugte der Besucher die Luft ein. Es war gut, daß er gewarnt worden war, so konnte er sich auf jedes schlimme Bild einstellen. Und es würde schlimm werden, davon ging er aus.

Auch Kirk hatte seine Schritte so weit wie möglich gedämpft, damit nichts zu hören war. Sie wollten die Veränderten überraschen, und Ignatius, der seinen Blick auch gegen die Decke gerichtet hatte, sah, daß sie die letzte Lampe bald erreicht haben würden.

Hinter ihr, wo kein Schein mehr hinreichte, waberte eine tiefschwarze Finsternis.

Kirk ahnte etwas von den Befürchtungen seines Besuchers und sagte mit leiser Stimme: »Keine Sorge, das Licht reicht noch aus, um etwas erkennen zu lassen.«

»Was denn?«

»Du wirst es sehen.«

Es fiel Ignatius schwer, seine Neugierde zu bezähmen. Die Decke des Ganges senkte sich weiter, die Wände wuchsen noch enger zusammen. Hier konnten keine zwei Menschen nebeneinander hergehen.

Kein Jammer, kein leises Schreien und kein Klagen mehr. Es war still geworden.

Lauernd still…

Nur die Trittgeräusche der Männer hörten sich an, als würde Glas mit knirschenden Geräuschen zertreten.

Unter der letzten Lampe blieben sie stehen. Der Mönch richtete sich etwas auf, auch Kirk tat es ihm nach, wobei er sich drehte und den Arm ausstreckte.

Er deutete nach links und dabei schräg in die Tiefe. »Dort ist das offene Verlies!« hauchte er.

»Gut.«

Sie schlichen vor.

In der Tat zeichneten sich in Bodenhöhe die Umrisse einer offenen Grube ab.

Jetzt hörten die beiden wieder etwas. Ein Kratzen, Klatschen und Schaben, als wären die Männer im Innern der Grube dabei, an der Wand hochzuspringen, um den Rand zu erreichen, wobei sie es nicht schafften und immer wieder abrutschten, aber trotzdem nicht aufgaben.

Dabei blieben sie stumm. Sie handelten wie Roboter, denen niemals die Kraft abhanden kam.

Das Licht der letzten Lampe in der Reihe warf einen schwachen Schimmer über die viereckige Öffnung und fiel dazu wie der konisch geformte Boden eines Glases in die Grube hinein.

Auch gegen die Gesichter… Männer und Frauen hielten sich dort auf.

Father Ignatius schob den Priester etwas zur Seite, blieb am Rand der Grube stehen, schaute in die Tiefe, und was er zu sehen bekam, erschreckte ihn dermaßen tief, daß er hastig zwei Kreuzzeichen schlug.

Er glaubte, in das Wartezimmer zur Hölle zu blicken…

***

Suko und ich hatten über Father Ignatius gelächelt, der plötzlich ungeahnte Aktivitäten zeigte und sich hastig von uns verabschiedet hatte.

Sollte er gehen, denn getrennt kämpfen, um anschließend gemeinsam zuzuschlagen, war vielleicht besser.

Wir hatten uns vor dem Ort verabschiedet, auf einem höher gelegenen Weg, der aber in gleicher Höhe mit der kleinen Kirche lag, die für Ignatius so etwas wie ein Fixpunkt war.

Er kannte den Pfarrer von Farthham zwar nicht, war aber sicher, daß er mit ihm auskommen würde.

Wir fuhren weiter.

Ich saß im Fond, neben mir hockte Carter Eastland, der das Tuch, das ansonsten seinen Kopf bedeckte, nervös zwischen seinen Händen zerknüllte, als wollte er es weich und nachgiebig machen.

Wir hatten uns einen Geländewagen geliehen, denn man wußte hier nie, welche Strecken wir in dieser Gegend noch zurücklegen mußten. Bisher waren die Straßen jedoch gut gewesen. Wir waren durch die herrliche Landschaft gefahren und hatten nun etwas oberhalb des Ortes angehalten.

Unter uns lag Farthham!

Ich kannte die schottischen Dörfer, aber auch die größeren Städte. Meine Eltern wohnten ja nicht allzu weit entfernt, allerdings in einem

größeren Ort.

Hier gab es keine Industrie. Kein Schornstein spie Rauch aus, kein Krach irgendwelcher Maschinen wehte uns entgegen, wir waren eingefangen von der Bergluft, umgeben von dunklen Wäldern und weiten, grünen Hängen und schauten auf die Dächer der Häuser, die allesamt nicht sehr hoch waren und über ein Stockwerk mit dem anschließenden Schrägdach nicht hinausgingen. War Farthham anders als andere Ortschaften dieser Größe? Strömte er vielleicht etwas ab, das man als unnormal ansehen konnte?

Für mich nicht.

Ich drehte den Kopf und schaute Eastland an. Der Detektiv war in den letzten Minuten unruhiger geworden. Er machte den Eindruck eines Mannes, der an einen bestimmten Ort zurückkam, wo er auch hinwollte, der sich trotzdem vor ihm fürchtete.

An seinen Anblick hatte ich mich längst gewöhnt. Des öfteren schaute ich in sein Gesicht, übersah dabei seine Verletzungen und konzentrierte mich mehr auf die Augen, die er ebenfalls nicht mehr ruhig halten konnte.

Sein Blick wieselte hin und her. Er war nervös geworden, er beugte sich vor, drückte sich auch zur Seite und berührte mich hin und wieder. Ich fragte ihn nach dem Grund, aber er schüttelte nur den Kopf. Für mich ein Zeichen, daß es nicht an uns, sondern daran liegen mußte, daß er den Ort so nahe vor sich sah.

Auch ›bewegten‹ sich seine Geschwüre. Jedenfalls hatte ich den Eindruck. Sie waren schon ziemlich eingetrocknet gewesen, jetzt aber brachen die dünnen Häute wieder auf, so daß eine blaß-gelbe Flüssigkeit hervorrann. Zudem rochen sie.

»Möchten Sie nicht nach Farthham?« erkundigte ich mich leise.

Er nickte gegen Sukos Rücken. »Doch, doch, ich will schon hin. Ich muß dorthin.«

»Wartet man auf Sie?«

»Sicher.«

»Und wer?«

»Alle…«

Mit dieser Antwort konnte ich nicht viel anfangen, rechnete damit, daß er gelogen hatte. Deshalb stellte ich keine weiteren Fragen und ließ ihn in Ruhe.

Bevor wir die ersten Häuser erreichten, mußten wir noch eine Kurve hinter uns lassen.

Die Straße war breiter geworden, zeigte aber keine Teerdecke, sondern eine festgefahrene Schicht aus Erde und kleinen Steinen. Beides bot einen sicheren Untergrund.

So wie Father Ignatius eine Anlaufstelle besaß, hatten auch wir eine. Von unserem Begleiter wußten wir, daß Beth Morgans Eltern noch

eine kleine Gaststätte besaßen, die der Whisky-Brennerei angeschlossen war. Sie vermieteten auch Fremdenzimmer. Eine Kneipe oder Gaststätte war eigentlich immer ein idealer Treffpunkt.

Farthham machte auch beim Hineinfahren einen verschlafenen Eindruck. In der Ferne, auf den Weideflächen, bewegten sich große Schafherden. Es gab kaum ein Auto, das am Wegrand parkte. Die Fassaden der Häuser waren durchweg mit grünen Kletterpflanzen bewachsen, wobei manche von ihnen sogar blühten.

Eastland hatte sich steifer hingesetzt. Er machte den Eindruck eines Mannes, der unter seiner starken Spannung litt. Ständig bewegte er seinen Mund, wobei auch sein Adamsapfel hoch und niederglitt und er aussah, als würde er an seinen Problemen kauen und immer wieder versuchen, sie zu schlucken.

Wir umrundeten ein altes Bauernhaus mit der angebauten Scheune und hatten es nicht mehr weit bis zu einem runden Platz, als sich plötzlich eine alte Frau aus einem der Hauseingänge löste und mit gesenktem Kopf in die Richtung schritt, in die wir fuhren.

Auch Carter Eastland hatte die Frau gesehen. Plötzlich schnellte er hoch, stieß sich den Kopf, was ihn aber nicht weiter kümmerte, sondern rief aufgeregt: »Das ist Greta Morgan.«

»Ist sie…?«

»Ja, Mr. Sinclair. Sie ist die Großmutter von Beth. Eine Frau, die viel weiß.« Er räusperte sich, hielt das Tuch fast schon vor sein Gesicht und machte uns den Vorschlag, mit der alten Dame zu reden.

»Sie wird Ihnen bestimmt einiges sagen können.«

»Soll ich anhalten?« fragte Suko.

»Ja, tu das.«

Er ließ den Wagen dicht an den Rand der Straße rollen, und auch die Frau hatte es mittlerweile bemerkt. Sie war stehengeblieben und schaute gegen die Scheibe.

»Soll ich das Tuch…?« Carter schaute mich an.

»Nein, lassen Sie es.«

»Auf Ihre Verantwortung.«

Ich kurbelte die Scheibe nach unten und streckte meinen Kopf vor. Die alte Frau schaute mich skeptisch an, als wollte sie bis auf den Grund meiner Seele blicken.

»Sie sind Greta Morgan?«

»Das bin ich. Aber woher kennen Sie mich?«

»Carter Eastland erzählte uns von Ihnen.«

Ihre Augenbrauen zogen sich zusammen. »Er ist geflohen, Mister. Wo steckt er denn jetzt?«

»Hier.« Ich drückte mich zurück, gab den Blick in den Wagen frei. Sie brauchte keine Brille, um den Detektiv erkennen zu können, aber sie konnte den leisen Schrei nicht unterdrücken, schlug ein Kreuzzeichen

und blieb zitternd stehen.
»Er also auch«, flüsterte sie nach einer Weile. »Meine Enkelin hat recht behalten.«
»Und mit ihr will er sprechen.«
Greta Morgan zögerte. Sie wußte nicht, was sie dazu sagen wollte. Ihr Blick wechselte zwischen Suko und uns hin und her. Sie schluckte einige Male, räusperte sich.
»Bitte«, sagte Carter und streckte ihr die Hand entgegen. »Ihr müßt mich anhören. Bitte, hört mich an. Vielleicht kann ich die anderen Menschen noch retten, denn für mich ist es zu spät, viel zu spät. Ich… ich merke, daß sich etwas verändert hat in mir. Ich werde nicht mehr derselbe bleiben, der ich jetzt bin. Ich…«
»Was willst du?«
»Die Wahrheit hören, Mrs. Morgan, nur die Wahrheit.«
»Und das wollen wir auch«, stand ich ihm bei.
Die alte Frau zögerte. »Wer sind Sie?« fragte sie schließlich und schaute mich sehr direkt und auch prüfend an. »Wer sind Sie, Fremder? Wie kommen Sie hierher?«
»Carter alarmierte uns.«
»Alarmieren?«
»Ja; wir kennen uns aus.«
Sicherlich wollte sie noch fragen, das tat sie nicht. Statt dessen nickte sie mir zu. »Ich bin jetzt zweiundachtzig Jahre alt geworden«, sagte sie mit leiser Stimme. »Und ich habe mich immer auf mein Urteil verlassen können. Sie haben gute Augen, junger Mann. Sehr gute Augen. Ich sehe keine Falschheit.«
»Danke sehr.«
Suko öffnete die Beifahrertür, damit die alte Dame einsteigen konnte. Wir wunderten uns darüber, wie gelenkig und gut sie noch auf den Beinen war. Hart schlug sie die Tür zu, schaute zurück und sah, daß Carter sein Gesicht mit einem Tuch verdeckte. »Vielleicht ist es ganz gut so, wenn wir zu meiner Enkelin fahren und ihr zeigen, wozu die andere Seite fähig ist. Ich habe es ihr gesagt, aber es war alles Theorie. Jetzt soll sie mit dem Schrecken in der Praxis konfrontiert werden.«
»Was haben Sie ihr gesagt?« wollte ich wissen.
»Alles.«
»Können Sie das zusammenfassen?« bat Suko.
Das tat sie. Mrs. Morgan sprach ohne Emotionen. Sie lieferte uns die reinen Fakten, und die waren eigentlich schlimm genug. So erfuhren wir von einem gewissen Alchimisten, der Ampitius hieß, der einen Handschuh besessen hatte und der Knappe von vier gefährlichen Reitern gewesen war.
Suko hatte schon starten wollen, überlegte es sich jedoch,, als sie die Reiter erwähnte.

»Waren es die Horror-Reiter?«
»Wer ist das?«
»AEBA?« präzisierte ich.
Greta saß vor mir und hob die Schultern. »Tut mir leid, aber ich kenne diese Begriffe nicht.«
»Welche sind Ihnen denn bekannt?«
»Die Reiter der Apokalypse.«
»Da meinen wir wohl dieselben«, sagte Suko.
»Ja, das ist möglich.« Sie schaute nach draußen. »Bitte, wollen Sie nicht fahren?«
»Wohin?«
»Ich erkläre Ihnen den Weg.«
Da gab es nicht viel zu erklären. Dafür war Farthham einfach zu klein und übersichtlich. Wenn Bewohner uns sahen, schauten sie dem Wagen nach, denn ihn hatten sie in ihrem Ort noch nicht gesehen.
Ich beobachtete meinen Sitznachbarn. Er hielt den Kopf gesenkt. Manchmal bewegte er die Lippen, allerdings brachte er nie ein Wort hervor. Er ›sprach‹ stumm.
Immer öfter mußte er über die Geschwüre tupfen. Er tat mir unendlich leid, wobei ich mich fragte, ob er je wieder von dieser fürchterlichen Krankheit würde geheilt werden können.
So recht glaubte ich nicht daran. Ich wunderte mich noch immer darüber, daß er das Kreuz hatte berühren können, ohne daß etwas geschehen war. Das mußte zumindest als ungewöhnlich angesehen werden, denn diese Art von Pest war nicht normal, sie war magischen Ursprungs. Da lief noch einiges in die verkehrte Richtung, wie ich annahm.
Greta Morgan hob den rechten Arm. »Da vorn, das schmale Haus, das ist es. Meine Enkelin hat sich darin eine Werkstatt eingerichtet. Sie töpfert.«
Es war ein kleines Gebäude, fast vergleichbar mit einem Hexenhaus, aber es war nach hinten ausgebaut worden, so daß Licht durch eine große Scheibe fallen konnte, die sicherlich nicht immer dort gewesen war. Da hatte eine Wand für weichen müssen.
Beth schaute uns aus großen Augen an und hörte auf die Erklärungen ihrer Großmutter.
Dann wollte sie unsere Namen wissen. Mehr allerdings gaben wir nicht von uns preis.
Vor uns stand ein braunhaariges, schlankes, junges Mädchen mit einem schmalen Gesicht und braunen Augen. Es war keine Schönheit, aber darauf kommt es im Leben nicht an. Wer sie so anschaute, hatte das Gefühl, sie immer beschützen zu müssen. Sie strich ständig ihre halblangen Haare zurück.
Carter Eastland hatte sich hinter der Tür in einer schmalen Nische

verborgen. Er hatte sich nicht hineingetraut, aber Beth fragte nach ihm. Das geschah aus einem Impuls hervor, und sie wollte wissen, ob er mit uns gesprochen hatte.

»Wie kommen Sie darauf?«

Sie ging einige Schritte zur Seite. Neben dem Brennofen blieb sie stehen, strich wieder das Haar zurück und flüsterte: »Ich hatte das Gefühl, daß er Hilfe holen würde.«

»Das hat er in der Tat.«

Da leuchteten ihre Augen. »Und jetzt? Was ist mit ihm…?«

Wir hörten Schritte, drehten uns um und sahen Carter Eastland, wie er den Flur verließ. Er traute sich nicht, offen zu gehen, über seinem Kopf hing das Tuch.

Und er kam langsam, Schritt für Schritt, als wollte er diesen Auftritt genießen.

Ich schaute Beth Morgan an. Auch Suko und Greta hatten nur Augen für das junge Mädchen.

Ob sie etwas begriffen hatte, wußte ich nicht. Vielleicht ahnte sie etwas, denn auf ihrem Gesicht zeichnete sich eine Gänsehaut ab. Ihre Züge waren starr wie Kerzenwachs und ebenso bleich. Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt, sie wirkten verkrampft, da mußten bereits die Nägel in die Handballen stechen.

Beth sagte nichts, obgleich die Lippen zitterten. Keiner half, da mußte sie durch.

Carter Eastland blieb stehen. Das Tuch baumelte vor seinem Gesicht, die Enden zitterten leicht, und unter dieser Deckung klang ein schweres Seufzen hervor.

Dann hob er die Arme.

Sie sah aus, als wollte sie etwas sagen, verschluckte die Worte aber und beobachtete den Weg der Hände, die sich dem Tuch näherten.

Sie umfaßten das Tuch.

Wäre die Lage nicht so ernst gewesen, ich wäre mir vorgekommen wie in einer Zaubervorstellung, wo der große Meister dem staunenden Publikum seinen Lieblingstrick zeigt.

Aber das hier lief anders, schlimmer, das war echt und keine Spielerei. Er riß das Tuch ab.

Eine wilde Bewegung, als hätte er es lange genug getragen, um sich nun zu erlösen.

Kein Schrei, kein Anfall, kein Kippen in die Bewußtlosigkeit. Es geschah gar nichts.

Beth Morgan stand auf dem Fleck, staunte und starrte. Die Sekunden vergingen, sie regte sich noch immer nicht.

Nur ihre Großmutter holte tief Luft, brachte aber auch keinen Satz hervor.

Und dann - nach einer mir unendlich erscheinenden Zeitspanne, hob

sie die Schultern an, öffnete den Mund, um die Lippen im nächsten Augenblick in die Breite wandern zu lassen, und sie sprach nur ein einziges Wort aus.

»Carter…«

Eigentlich ein harter Vorname. Aber wie das junge Mädchen ihn sprach, klang darin etwas mit, was keine Macht der Welt zerstören konnte.

Liebe!

Uns wurde in diesem Augenblick klar, daß sich die beiden jungen Menschen liebten. Daß es Beth Morgan egal war, wie der Mann aussah, denn Gefühle zielen nicht nur auf das Äußere.

Suko und ich taten nichts, schauten nur zu, wie Beth auf den Detektiv zuschritt.

Das Tuch fiel zu Boden. Er streckte ihr die Arme entgegen, seine Hände hielt er gespreizt, als wollte er sie nie mehr im Leben loslassen. Auch Beth reichte ihm die Hände. Sie nickte ihm zu. Sehr ernst sagte sie: »Es wird alles gut werden. Ich weiß es genau, Carter. Wir werden diese Nacht überstehen, wir werden auch die nächsten Nächte hinter uns bringen. Das Böse darf nicht siegen. Wir schieben ihnen durch unsere Liebe einen Riegel vor.«

Das hörte sich an wie in einer Schnulze. Überhaupt hatte die Szene etwas aus einem Liebesroman an sich und war gleichzeitig mit TV-Serie ›Die Schöne und das Biest‹ zu vergleichen.

Beth wollte den Mann umarmen. Wahrscheinlich würden die beiden nicht länger hier im Raum bleiben wollen, und ich entspannte mich auch wieder, aber es kam alles anders.

Von wegen Liebes-Schnulze.

Die harte Realität riß den Zauber brutal entzwei, denn plötzlich zuckte der Detektiv zurück.

»Nein!«

Er peitschte dieses eine Wort Beth Morgan entgegen, die überhaupt nicht wußte, wie ihr geschah. Er stieß sie zur Seite und kam auf mich zu. »Weg!« fuhr er mich an. »Hau ab, verdammt noch mal! Geh weg, du verfluchter Bastard! Störe die Hölle nicht!«

Wir alle waren überrascht. Beth lief auf ihre Großmutter zu und suchte bei ihr Schutz.

War Carter denn von allen guten Geistern verlassen?

Er stürmte plötzlich auf mich zu. Sein Gesicht zu einer Fratze verzogen, den Mund weit aufgerissen, und er brüllte, daß unsere Trommelfelle vibrierten.

So konnte nur jemand schreien, der einen anderen töten wollte. Ich duckte ab, sein Schlag verpuffte, trotzdem krallte er sich an mir fest und schrie weiter.

Ich wußte nicht, was ich noch unternehmen sollte. Diesen plötzlichen

Sinneswandel hatte ich nicht verkraftet, und ich merkte im nächsten Augenblick, daß es keine Schwäche gewesen war, weshalb er sich bei mir festgekrallt, sondern ein Trick.

Bevor ich etwas unternehmen konnte, hatte er mir die Beretta entrissen, sprang zurück, hielt die Waffe im Anschlag und brüllte mich an. »Weg mit dem Kreuz! Weg mit dem verdammten Kreuz, Sinclair!«

***

Von uns bewegte sich keiner. Ich hütete mich, auch nur falsch zu blinzeln, weil ich genau wußte, wie gut ein Detektiv mit einer Waffe umgehen konnte.

Der schoß nicht vorbei!

Zum erstenmal meldete sich Suko.

Er sprach mit den beiden Frauen und warnte sie davor, das Falsche zu tun.

»Sie sind nicht wichtig!« keuchte Carter. »Nur ihr beide zählt. Ihr wollt die Macht des Satans brechen, aber da habt ihr euch geirrt. Nicht hier und nicht mit mir.«

Plötzlich ging mir der berühmte Kronleuchter auf. Jetzt war mir klar, was diese Geschwüre zu bedeuten hatten. Es war tatsächlich nicht die normale Pest, wie sie die Menschheit gefürchtet hatte, sondern eine magische, eine vom Teufel erzeugte.

Gestern noch hatte er mein Kreuz anfassen können, heute aber haßte er es.

»Warum, Carter?« fragte ich. »Warum soll ich das Kreuz abnehmen?«

»Weg damit!« Er ließ sich auf keine Konzession ein. Er stand voll und ganz unter dem Bann einer anderen Macht.

»Willst du es haben?«

»Wirf es weg! Tritt darauf! Zerstöre es! Aber behalte es nicht mehr für dich!«

Ich schielte zu Suko hin.

Mein Freund stand auf dem Sprung. Er schaute den Veränderten lauernd an. Ich wußte, daß er nur auf einen kleinen Fehler des Mannes lauerte, um einzugreifen.

Dann schoß er.

Wir hörten den Knall, ich zuckte nicht einmal zusammen, weil mir dazu keine Zeit blieb, aber ich spürte den Luftzug, so nahe war das Geschoß über meinen Kopf hinweggefahren. Es klatschte irgendwo in die Wand, und ich hörte die Frage: »Reicht das?« Die Worte waren mehr als Kreischen ausgestoßen worden.

»Okay, es reicht!«

Er ließ es zu, daß ich die Hände abhob. Ich führte sie zu meinem Hals und dann in Richtung Nacken, weil ich dort nach der schmalen Silberkette fassen wollte, um das geweihte Kreuz aus dem

Hemdausschnitt zu ziehen. Für Carter war es etwas völlig Normales. Er ließ mich gewähren, starrte auf meinen Halsansatz und auch auf meine Brust, denn dort mußte es jeden Moment auftauchen.

Um Suko kümmerte er sich nicht.

Mein Partner hatte sein Gewicht verlagert. Er stand so, daß er Carter mit einem schnellen Sprung erwischen konnte. Wahrscheinlich hatte er vor, ihm die Waffe aus der Hand zu schlagen.

Noch wartete er…

Und dann schlug er zu.

Genau in dem Augenblick, als mein Kreuz sichtbar wurde und sich die Augen des Veränderten weiteten, weil er diesen Anblick genießen wollte. Sukos nach unten rasender Arm war wie ein Schatten.

Er traf das Gelenk, die Finger schnellten auf wie eine Klammer. Noch im selben Augenblick landete meine Beretta am Boden, und der Typ stand plötzlich waffenlos vor uns.

Seine rechte Hand sank nach unten. Sie sah aus, als wäre sie nicht mehr zu gebrauchen.

»Hier ist das Kreuz«, sagte ich.

Er stierte es an, ging einen Schritt zurück und hob den linken Arm an.

Ich folgte ihm. »Dieses Kreuz, Carter, wird uns zeigen, auf welcher Seite du endgültig stehst. Du wirst es jetzt anfassen, und wir alle werden dabei zusehen.«

Er heulte auf, und es klang, als läge ein Werwolf in den letzten Zügen. Er stand große Ängste aus, das wußte ich, konnte darauf keine Rücksicht nehmen, denn hier ging es um die Sache.

Daß sich Beth bewegte, nahm ich aus dem Augenwinkel wahr. Ich achtete ebensowenig auf sie wie Suko, und das war unser gemeinsamer Fehler, denn plötzlich hielt sie meine Beretta mit beiden Händen fest und zielte auf meinen Rücken.

Ich sah es nicht, aber ich wußte es, und ich hörte ihre Stimme, in der Panik mitklang und auch Angst um ihren Freund, von dem sie nicht lassen wollte.

»Er wird gar nichts, Sinclair! Er wird jetzt gehen, und du wirst ihn nicht daran hindern, oder ich schieße dir die Kugel in den Rücken!«

Durch die Nase atmete ich tief und scharf ein. Das durfte doch nicht wahr sein, das war einfach so verrückt, daß man es nicht fassen konnte.

Auch Suko schüttelte den Kopf. Er ärgerte sich ebenfalls darüber, daß uns ein weibliches Greenhorn überlistet hatte.

Vielleicht hielt Beth heute zum erstenmal eine Waffe in der Hand. Sie hatte noch nie geschossen, aber sie stand unter Dampf, war erregt, und das Zucken ihres Zeigefingers konnte eine Katastrophe auslösen. Ich stand lieber einem bewaffneten Profi gegenüber als einem Laien,

dessen Handlungen zu sehr vom Gefühl geleitet wurden. Ein Profi handelte eiskalt und überlegt.

Auch Greta Morgan war von der Entwicklung völlig überrascht worden. Sie konnte ihr nicht gefallen, und sie sprach ihre Enkelin an. Das heißt, sie versuchte es.

Schon nach zwei Worten schnitt ihr Beth das Wort ab. »Hör auf, Grandma, es hat keinen Sinn! Ich habe mich nun einmal entschieden, und damit hat es sich!«

»Aber sei doch vernünftig, Kind. Du…«

»Nein, Grandma!«

Ich mischte mich ein und gab meiner Stimme einen ruhigen Klang. »Lassen Sie Ihre Enkelin, Mrs. Morgan. Sie wird irgendwann selbst zur Vernunft kommen!«

Beth kümmerte sich um ihren Freund. Sie sprach ihn hastig an. »Geh weg, Carter! Lauf weg! Schnell, ich halte hier die Stellung. Du mußt dich verstecken…«

Er überlegte noch. Den Kopf hatte er vorgedrückt, schaute sich dabei um, aber wir taten nichts. Ein breites Grinsen glitt über seine Lippen, als er sagte: »Verfluchtes Kreuz! Dein verfluchtes Kreuz!«

Dann startete er und war dabei so schlau, nicht in die Schußlinie hineinzulaufen. Hinter unserem Rücken huschte er entlang auf die Tür zu und war Sekunden später nicht mehr zu sehen.

Wir hatten verloren.

Ich zuckte noch einmal zusammen, als die Haustür zufiel. Gleichzeitig senkte Beth die Waffe. Das Mädchen zitterte so stark, daß es die Beretta nicht mehr halten konnte. Sie rutschte ihr aus der Hand, und ich fing sie auf.

Suko nahm die Verfolgung auf. Er würde keinen Erfolg damit haben, das stand für mich fest. Carter Eastland kannte sich in Farthham aus, Suko war fremd.

Das Mädchen weinte. Es schämte sich, es war in die Arme der Großmutter gefallen, und die alte Frau stützte ihre Enkelin ab, während sie beruhigend auf sie einsprach.

Ich hielt mich da raus. Es hatte keinen Sinn, ihr Vorwürfe machen zu wollen, sie hätte sie nicht verstanden. Zudem reagieren Verliebte sowieso nicht normal.

Suko kam zurück. Sein Gesicht zeigte einen ärgerlichen Ausdruck. Er hatte also keinen Erfolg gehabt.

Ich war ziemlich sauer. Uns war eine gute Spur zerschnitten worden. Carter Eastland hätte uns den Weg zeigen können, und wahrscheinlich wußte er auch einiges von den Hintergründen, über die wir nur global informiert waren.

Daß hier etwas vorbereitet wurde, hatten wir längst mitbekommen. In der folgenden Nacht würde etwas passieren. Es hing mit einem

Knappen zusammen, einem gewissen Ampitius, der ein Erbe hinterlassen hatte und höchstwahrscheinlich auch die Horror-Reiter gekannt hatte. Vor ihrem Auftauchen fürchtete ich mich. Mittlerweile rechnete ich schon mit dem Schlimmsten. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn sie plötzlich erschienen wären, um das Chaos zu verbreiten.

»Was ist mit ihr?« fragte Suko und deutete auf Beth.

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. Sie stand unter einem Wahn, sie war verändert.«

»Verliebt.«

»Auch.«

»Meinst du, daß es mehr gewesen ist? Daß man sie beeinflußt hat, ohne daß wir es merkten?«

»Da werden wir sie fragen.«

Greta Morgan hatte zugehört. Sie war der Meinung, daß ihre Enkelin kaum in der Lage war, eine vernünftige Antwort zu geben. Sie hatte das junge Ding in den Schaukelstuhl gedrückt und es allein gelassen. Wie eine Puppe daß Beth darin. Der Stuhl schwang vor und zurück. Das leise Knarren des Materials durchbrach die Stille wie ein Wimmern.

Die alte Dame sah die Lage sehr realistisch. Sie trat an uns heran, damit sie flüstern konnte. »Ich weiß auch nicht, was in das Kind gefahren ist. Tut mir leid, aber da bin ich überfragt. Ich… ich müßte erst nachdenken.«

»Sie würden kaum eine Lösung finden.«

Greta lächelte. »Zunächst dachte ich ja, daß sie nur verliebt gewesen ist. Aber das kann es ja wohl nicht sein - oder?«

»Nein, bestimmt nicht.«

»Was war es dann?«

Sie schaute uns so bittend an, daß wir schon gezwungen waren, ihr eine Antwort zu geben. »Es ist der Bann gewesen, der fremde, der unheimliche Bann.«

»Ampitius?«

»Indirekt«, gab ich zu und hob eine bunt bemalte Tonscheibe an, die aus der Werkstatt der jungen Töpferin stammte. Sie gefiel mir, und ich stellte sie wieder weg. »Diese Pest, Mrs. Morgan, sieht zwar aus wie eine normale, aber ich weigere mich, daran zu glauben, daß es auch eine normale ist. Da stecken andere Kräfte dahinter.«

»Welche?«

»Die alten, magischen Kräfte. Ich kann Ihnen das nicht näher erklären. Wir werden abwarten müssen, und ich habe, das will ich nicht verschweigen, die schlimmsten Befürchtungen, was die nächste Nacht angeht. Wir werden auch unseren Freund Father Ignatius davon unterrichten müssen.«

Damit konnte die alte Dame nichts anfangen. »Wer ist das?« Sie schüttelte verwundert den Kopf.

»Jemand, der uns begleitet hat. Ein Mönch aus dem Kloster St. Patrick. Er ist auch hier in Farthham, wollte aber den Pfarrer besuchen und mit ihm reden.«

»Nicht die Pestkranken?«

Mit dieser Frage konnte ich nicht viel anfangen. »Können Sie das näher erklären, Mrs. Morgan?«

»Ja, gern. Sie wissen doch, daß aus dem Ort sechs Menschen von dieser Krankheit befallen sind. Wir wußten nicht, wo wir sie lassen sollten. Da hat unser Pfarrer dann vorgeschlagen, daß es am besten wäre, wenn sie in den alten Gewölben unter der Kirche bleiben. Und zwar so lange, bis sich die Lage wieder gerichtet hat.«

Suko schaute mich an. Er lächelte und nickte. »Das ist eine gute Idee gewesen«, stimmte er zu.

»Und Carter Eastland?« fragte ich, »wo könnte er hingelaufen sein? Zu den anderen Kranken?«

Suko kniff ein Auge zu. »In eine Kirche? Glaubst du das?«

Greta Morgan hatte zugehört und mischte sich ein. »Es ist ja nicht direkt die Kirche, sondern die alten Keller und Stollen darunter. Die Kirche ist auf einer Anhöhe errichtet worden. Man hat es in den unruhigen Zeiten bewußt getan, denn oft genug wurden die Gotteshäuser angegriffen, und man wollte sie auch plündern. Da mußten sich die Menschen eben in Sicherheit bringen. Die geheimen Stollen führten dann außerhalb des Ortes ins Freie. Sie haben schon manchem Flüchtling das Leben gerettet. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen.«

Suko wandte sich an mich. »Was meinst du dazu, John?«

»Hört sich nicht schlecht an. Einer von uns sollte sich dort mal umschauen.«

»Weshalb nicht beide?«

Ich deutete auf Beth Morgan. »Ich möchte sie nicht aus den Augen lassen. Es hört sich zwar nicht so besonders gut an, aber ich könnte mir vorstellen, daß sie auch so etwas wie ein Lockvogel ist. Ich gehe davon aus, daß die Sympathien nicht nur auf einer Seite liegen. Carter wird sie wiedersehen wollen, und da möchte ich gern an ihrer Seite sein, wenn du verstehst.«

»Und ob.« Suko lächelte. »Fragt sich nur, wer in die Kirche geht und wer bei ihr bleibt.«

»Moment noch«, sagte Greta Morgan und hob die Hand. »Sie werden in der Kirche kaum etwas finden. Wenn Sie Erfolg haben wollen, müssen Sie schon durch die Sakristei gehen. Dort befindet sich der Zugang zu den alten Gewölben.«

»Danke für den Tip.« Dann fragte Suko mich. »Wo finde ich dich

denn, Alter?«

»Sie können mit zu uns kommen«, sagte Greta Morgan. »Meinem Sohn gehört der Gasthof und Pub ›Highlander‹. Jeder kennt ihn. Wir haben auch Fremdenzimmer. Carter hat ja bei uns gewohnt. Dort lernte er Beth ja kenen. Es ist der beste Ort, finde ich.«

»Das fanden wir auch.«

Suko schlug mir auf die Schultern und ging. Er wollte zu Fuß gehen, den Wagen überließ er mir.

Greta stand über ihre Enkelin gebeugt, die noch immer im Schaukelstuhl saß, der sich langsam vor und zurück bewegte. Das Quietschen besaß etwas Einschläferndes, und Beth sah ebenfalls aus, als wäre sie eingeschlafen, obwohl ihre Augen nicht geschlossen waren. Aber der leere Blick sprach dennoch für mich Bände. Sie hatte sich in eine andere Welt verkrochen. Beth war mit ihren Gedanken nicht mehr dort, wo sie eigentlich hätte sein sollen.

»Du mußt jetzt mit uns kommen, Kind!« flüsterte sie ihr zu. »Du kannst nicht hier sitzen bleiben.«

Es war eine Sache, die nur die beiden etwas anging. Ich verließ die Werkstatt und blieb vor der Außentür stehen.

Noch machte der Ort einen ruhigen, friedlichen Eindruck, wobei ich jedoch vorsichtig mit der Beurteilung war, denn hinter dieser stillen Fassade konnte auch der Schrecken lauern.

Die Sonne stand am Himmel. Er war so herrlich blau. Nur in Höhe der Bergspitzen sah ich einige Wolkentupfen. Auch die Wärme ließ mich hier aushalten. Es war nicht so wie in Rumänien, wo wir vor kurzer Zeit die Hexe Assunga gejagt hatten, und ich dem echten Grafen Dracula begegnet war.

Aber die Gefahr konnte nicht wegdiskutiert werden. Sie war hier, sie lauerte, sie würden sich mit dem Ende des Tages verdichten und in der Nacht zuschlagen.

Mir ging es weniger um die von einer magischen Pest befallenen Menschen.: Ich wollte an die Kräfte heran, die hinter ihnen steckten. Und ich befürchtete da Schlimmes, denn im Hintergrund standen wie eine finstere Drohung die vier Horror-Reiter.

Sie würden das Erbe ihres Knappen sicherlich beschützen wollen. Als Carter Eastland noch normal gewesen war, hatte er uns von dem Überfall auf sich erzählt. Er war von etwas berührt worden, das sich wie ein Schwamm angefühlt hatte. Und ich fragte mich, wer derjenige gewesen war, der im Dunkeln gelauert hatte. Dann hatte ich das Gefühl, diese geheimnisvolle Person zu kennen.

Hinter mir hörte ich das leise Knarren der Tür. Beth und ihre Großmutter verließen die Werkstatt.

Greta nickte mir beruhigend zu, ein Zeichen, daß es wieder okay war, wobei mir Beth nicht den Eindruck machte, denn sie wirkte wie

jemand, dem der Wille genommen worden war, als sie neben ihrer Großmutter herging.

Ich schloß den Wagen auf und ließ die beiden Frauen einsteigen. Schweigend fuhren wir davon…

***

Father Ignatius konnte nicht reden, er hätte am liebsten auch die Augen geschlossen, als er die Veränderten erblickte.

Sie alle waren gezeichnet. Ihre Gesichter bestanden nur mehr aus einem Abklatsch dessen, was sie einmal gewesen waren. Ob Mann oder Frau, diese magische Pest hatte vor keiner Person Halt gemacht. Aber es war nicht nur die Krankheit, die sie zu Außenseitern machte, auch ihre Psyche hatte eine Veränderung durchgemacht. Sie fühlte sich nicht mehr zur menschlichen Gemeinschaft hingezogen, sie dienten jetzt den Kräften oder der Kreatur, die für ihre Veränderung gesorgt hatte.

Es war schlimm…

Zuerst hatten sie die beiden Männer nicht bemerkt, dann aber legten sie die Köpfe in die Nacken und schauten hoch zum Rand der Grube, wo die beiden Männer standen.

Sie fluchten mit schrecklichen Worten, sie ballten die Hände, sie reckten ihnen die Fäuste entgegen.

In ihren Augen lag ein wilder, entschlossener Glanz. Sie waren darauf erpicht, die beiden Männer zu vernichten. Hätten sie Waffen bei sich getragen, hätten sie auch geschossen.

»Es ist furchtbar, nicht wahr?« fragte Kirk.

Der Mönch nickte.

»Nur gut, daß die Grube tief genug ist. Ich habe sie noch hineindrücken können, bevor es schlimm wurde. Jetzt sind wir kräftemäßig überlegen, fürchte ich.«

Sie versuchten es immer wieder. Sie sprangen am Rand der Grube hoch. Weit hatten sie dabei ihre Arme ausgestreckt, aber sie konnten es nicht schaffen, ihre Finger um den Rand zu schlagen, er war einfach zu weit entfern.

Und noch etwas fiel den beiden Zuschauern auf. Drei Verseuchte blieben stets in der Mitte der Grube und deckten mit ihren Körpern irgendeinen Gegenstand ab.

Pfarrer Kirk nickte nachdenklich. »Es wird nicht mehr lange dauern, dann können sie es schaffen, die Grube zu verlassen. Ich sage das nicht nur daher, ich weiß es. Mir ist, als hätte mir jemand das Gedächtnis für die Zukunft geöffnet.«

»Ich werde meine Freunde herholen müssen.«

»Was wollen die machen?«

»Einiges, schätze ich. John Sinclair ist der Sohn des Lichts. Er ist

praktisch dazu verurteilt, gegen das Böse zu kämpfen. Er besitzt das Kreuz. Vielleicht kann er es einsetzen, um diese Menschen zu heilen. Aber das weiß ich alles nicht genau.«

Kirk wirkte so, als hätte er nicht zugehört. Plötzlich umfaßte er den rechten Arm des Mönchs. »Da, schau genau hin, Bruder. Die drei in der Mitte bewegen sich zur Seite.«

Sie taten es wie auf Kommando. Beide Männer konnten jetzt sehen, was ihnen bisher durch die Körper verborgen geblieben war.

Es war ein Schädel.

Blank und beinern, sehr alt, so stand er wie ein makabrer Altar in der Mitte der Grube. Es sah zwar aus wie ein normaler Totenschädel, dennoch überkam jeden Betrachter der Eindruck, als würde gerade von ihm etwas ungemein Böses abgestrahlt, das auch ihn erwischt, und er schüttelte sich unwillkürlich.

»Sie haben ihn gestohlen!« flüsterte Pfarrer Kirk mit rauher Stimme. »Sie müssen ihn geholt haben. Sie… sie sind einfach wahnsinnig. Sie sind verrückt…«

»Was meinst du denn?«

Der Geistliche wischte über seine Augen. Während der letzten Minute war er um Jahre gealtert. »Es ist der Schädel des Alchimisten, Bruder. Der Rest eines gewissen Ampitius. Sie haben ihn gesucht, und sie haben ihn gefunden.«

»Wo war er vorher?«

»Vergraben. All die Jahrhunderte lang lag er in der schottischen Erde. Nur wenige kannten den Ort. Die Menschen ließen ihn in Ruhe. Niemand wollte etwas mit ihm zu tun haben. Sie… sie haßten ihn, wenn du verstehst. Sie fürchteten sich davor, aber nicht seine Diener. Sie haben ihn wieder ausgegraben.«

»Wie war das möglich?«

»Ich weiß es nicht, Bruder.« Kirk wirkte hilflos. »Sie müssen einen Auftrag bekommen haben.«

»Von wem?«

Der Pfarrer dachte nach. »Ich kann mir nur vorstellen, daß es der Pestbringer gewesen ist.«

»Den du aber nicht kennst.«

»Richtig.«

Ignatius ließ den Kopf nicht aus den Augen. »Was könnte ihnen der Schädel bringen?«

»Ich weiß es nicht. Er ist der letzte Rest eines Magiers. Vielleicht verschafft er ihnen den Zugang zur Hölle. Wer kann das schon alles wissen?«

»Man müßte sie fragen.«

»Willst du in die Grube?«

Der Mönch schaute seinen Bruder hart an. »Ich will den verdammten

Schädel vernichten.«

Kirk trat einen Schritt zurück. »Wie… wie willst du das denn machen? Dazu müßtest du nahe an ihn herankommen und in die Grube springen. Sie sind in der Überzahl, sie werden dich vernichten, denn sie sind von höllischen Kräften besessen. Die Veränderung ihrer Gesichter ist schlimm genug, Bruder, aber sie haben auch ihre Seele verloren, und das ist für mich noch furchtbarer.«

Father Ignatius gab ihm recht. Aber er konnte einfach nicht inaktiv bleiben, er mußte etwas tun, und er wußte auch, daß er nicht allein war.

»Ich möchte einen Test machen«, sagte er.

»Und welchen?«

»Kannst du noch einmal zurückgehen und etwas Weihwasser holen?«

Kirk starrte seinen Besucher an. Er wurde bleich. »Willst du sie mit Weihwasser bespritzen?«

»Nicht nur sie, auch den Schädel. Ich weiß mittlerweile, daß in ihm eine teuflische Kraft steckt. Er ist nicht der Anführer, aber er ist für die Veränderten so etwas wie ein Anlaufpunkt. Und ihn will ich zerstören oder schwächen.«

Kirk hob die Schultern. »Wenn ich näher darüber nachdenke, hört es sich direkt gut an.«

»Dann geh bitte.«

»Ja, Bruder, ja.« Er warf noch einen letzten Blick auf die Grube, drehte sich um und huschte davon.

Ignatius aber wartete. Mit dieser Entwicklung des Falles hatte er nicht gerechnet. Er war heilfroh, daß er nicht allein stand. Auch wenn John Sinclair und Suko sich nicht in seiner unmittelbaren Nähe befanden, so gab ihm das Wissen, daß sie im Ort die Augen aufhielten, einen großen Schub an Mut.

Die Veränderten kümmerten sich wieder um den Schädel. Sie hielten ihn jetzt umkreist und gingen gebückt. Hände streckten sich dem blanken Gebein entgegen und strichen über die Platte hinweg. Es sah so aus, als wollten sie durch ihre Bewegungen eine große Kraft schöpfen, um die nächsten Nächte bestehen zu können.

Bisher waren sie relativ stumm gewesen, was sich nun änderte. Einer fing damit an, die alten, dumpfen Melodien zu summen. Die anderen stimmten ein, und schon bald hatte sich ein Chor gebildet, dessen schauriger Gesang aus der Grubenöffnung in die Höhe stieg und bei Father Ignatius eine Gänsehaut erzeugte.

Es war nämlich nicht allein bei der Melodie geblieben. Die Veränderten sangen einen Text dazu, dessen Inhalt sich um die Mächte der Hölle drehte, um eine alte Rache, die vom Teufel geleitet wurde, der sie weiter an seine Diener schickte, damit sie dafür sorgten, daß die Botschaft des Satans in die Welt hinausgetragen

wurde.

Father Ignatius konnte nicht alles verstehen, das wenige aber reichte ihm aus, denn er erfuhr, daß die Hölle sehr bald mit einer geballten Macht angreifen würde, und daß der Pestmacher sich noch immer in der Nähe aufhielt.

Über den Begriff dachte der Mönch länger nach. Wer war dieser Pestmacher? Er konnte sich nicht vorstellen, daß es den Sängern dabei um den Schädel ging. Seine Zeit war vorbei, die lag Jahrhunderte zurück. Inzwischen mußte die Hölle an einem neuen Platz gebastelt haben. Und dabei kam einiges zusammen.

Konkret wußte Ignatius nicht, was sich anbahnte, aber auch John und Suko befürchteten Schlimmes, denn Carter Eastlands Erzählungen ließen darauf schließen.

Er war von diesem schrecklichen Gesang dermaßen gebannt, daß ihm erst ziemlich spät auffiel, daß er noch immer allein vor der Grube stand. Eigentlich hätte der Pfarrer schon längst mit dem Weihwasser wieder zurück sein müssen.

Aber er kam nicht…

Father Ignatius merkte den Schauer auf seinem Rücken. Seine Sinne schalteten auf Alarm. Er konnte sich nicht vorstellen, daß es sich Kirk überlegt hatte, ohne ihm etwas zu sagen. Da mußte einfach was passiert sein, er war aufgehalten worden, und Father Ignatius fragte sich auch, wem er hier in Farthham noch trauen konnte und wem nicht.

Er ging so weit vor, bis er die Lampe direkt über seinem Kopf wußte. Sie ließ ihr Licht gegen ihn fallen, und das Gesicht des Mannes bekam einen gelblichroten Glanz.

Keine Schritte, keine Stimme…

Nur Stille?

Was sollte er tun? Lange Zeit, um zu überlegen, konnte er sich nicht geben. Wenn der Pfarrer in eine Falle gelaufen war, mußte er ihm einfach helfen.

Die Veränderten waren in der Grube sicher. Sie würden sich kaum befreien können, bisher hatten sie es auch nicht getan. Wichtig war, daß er nach vorn schaute.

Vorsichtig, aber dennoch ziemlich schnell eilte der Mönch durch den alten Stollen. Auf einmal trieb ihn die Zeit. Jede Sekunde war für ihn wichtig geworden.

Etwas außer Atem erreichte er die Leiter, die hoch in die Sakristei führte.

Dort regte sich nichts.

Er wartete noch einige Sekunden, dann machte er sich an den Aufstieg. Mit jeder Sprosse, die er überwand, hatte er das Gefühl, einem schrecklichen Ereignis immer näher zu kommen. Über seinen

Nacken krochen tausend kleine Spinnenbeine. Er hätte sich jetzt eine Waffe gewünscht, doch außer seinem alten Holzkreuz trug er nichts bei sich.

Father Ignatius verlangsamte seine Bewegungen, bevor er die Grube verließ.

Er streckte den Kopf hoch und schaute über den Rand hinweg. Dabei drehte er sich, weil er den kleinen Raum so am besten überblicken konnte.

Und er sah ihn.

Er sah Kirk, er sah das Blut, das eine kleine Pfütze neben seinem Kopf gebildet hatte.

Der Geistliche lag auf dem Boden, nicht weit von einem schmalen Schrank entfernt, dessen Tür geschlossen war.

Nichts war sonst zu sehen.

Und er wagte es. Der Mönch schnellte förmlich in die Sakristei hinein. Er hatte Angst um den Pfarrer, denn der Mann sah so aus, als wäre er erschlagen worden.

Neben ihm ließ er sich nieder. Der Kopf des Geistlichen lag auf der Seite. Die Wunde befand sich hoch oben an der Stirn. Noch immer sickerte Blut hervor.

War Kirk tot?

Father Ignatius fühlte nach. Seine Fingerspitzen glitten über die dünne Halshaut hinweg, und er atmete auf.

Kirk lebte noch.

Der Schlag hatte ihn nur in eine tiefe Bewußtlosigkeit getrieben, aber nicht in den Tod.

Jetzt, wo er Bescheid wußte, arbeitete sein Gedankenapparat auch wieder normal. Er dachte nach, er kombinierte, und er fragte sich, wer Kirk niedergeschlagen hatte.

Waren sie beobachtet worden? Lauerte der Feind bereits in unmittelbarer Nähe?

Er wußte es nicht. Jedenfalls konnte er den Mann nicht einfach hier liegenlassen. John Sinclair und Suko mußten informiert werden. Die beiden würden sicherlich…

Die Tür quietschte leise…

Father Ignatius saß unbeweglich. So wie sich die Tür in seinem Rücken bewegte, konnte dies nur bedeuten, daß jemand die Sakristei betrat, der nicht unbedingt hierher gehörte.

Beim nächsten Geräusch stand er auf und drehte sich um.

Bis zum Anschlag schwang die Tür auf. Und in dem offenen Rechteck stand Carter Eastland!

***

Father Ignatius wußte sofort, daß mit diesem jungen Mann etwas

nicht stimmte.

Er hatte sich zwar nicht verändert, noch immer zeigte sein Gesicht den Ausschlag, aber er strahlte etwas aus, das dem Mönch überhaupt nicht gefiel.

Er konnte es nicht in Worte fassen, deshalb nicht erklären, aber er kam ihm vor wie jemand, der soeben eine andere Welt verlassen hat, um Unglück zu bringen.

Wie aus der Vorhölle entlassen…

Ignatius schluckte. Die Sakristei war zwar klein, seit dem Auftauchen des Detektivs aber erinnerte sie ihn mit ihrer Enge an eine Gefängniszelle.

Ja, da wuchsen die Wände immer weiter zusammen, als wollten sie ihn irgendwann erdrücken. Dieser Mann bewegte sich zwar nicht, er schien trotzdem den Raum auszufüllen.

Und plötzlich wußte Ignatius auch, wer den Geistlichen niedergeschlagen hatte. Das konnte nur Carter Eastland gewesen sein. Er mußte sich auf dem Weg der Veränderung befinden, die seine Leidensgenossen in der Grube schon hinter sich hatten.

Die durch die Pusteln dick gewordenen Lippen verzogen sich zu einem breiten Grinsen, als er dem Mönch zur Begrüßung zunickte, dieser den Gruß aber nicht erwiderte, sondern fragte: »Warum bist du nicht bei den anderen, Carter?«

Der Angesprochene lachte scharf. Es hörte sich zugleich triumphierend an. Dann riß das Lachen ab.

»Weil ich meine Gründe gehabt habe, meine echten Gründe. Ich gehöre nicht mehr zu euch, Father. Ich bin den anderen Weg gegangen. Ich habe die Stimme in mir gehört. Es war dieselbe Stimme, die mir Folter und Tod androhte, aber jetzt hat sie mich begrüßt. Sie will mich einreihen in den Kreis der Höllenmächte. Ich werde sehen und wissen. Mir werden die Tore geöffnet werden, und die folgende Nacht wird die wichtigste in meinem Leben sein. Denn sie wird alles ändern. Ich erwarte hohen Besuch, auf den ich mich sehr, sehr freue.«

»Ist es der Teufel?«

»Nein und ja.«

»Wer dann?«

»Alle sind der Teufel. Auch ich werde der Teufel sein. Ich spüre es sehr deutlich. Nichts wird mehr an mir vorbeigehen, darauf kannst du dich verlassen.« Er ging jetzt vor. »Und ich werde jedes Hindernis aus dem Weg räumen, so, wie ich auch den Pfarrer aus dem Weg geräumt habe, der nicht wollte, daß ich zu den anderen ging, um ihre Gruppe zu verstärken. Er stellte sich gegen mich, das durfte er nicht. Wenn ich dich so anschaue, dann habe ich den Eindruck, als würdest du dich auch gegen mich stellen wollen.«

»Ja, Carter! Ja, das tue ich! Ich kann nicht anders. Ich will, daß du

wieder der wirst, der du einmal gewesen bist und…« Father Ignatius stoppte seinen Redefluß, denn der Detektiv hatte die rechte Hand bewegt, die er bisher hinter seinem Rücken versteckt gehalten hatte. Als sie in das Blickfeld des Mönches geriet, sah dieser die kurze, dicke Eisenstange, die Carter hielt. Und er sah auch das Blut an der Spitze. Jetzt wußte er, womit der Mann den Geistlichen niedergeschlagen hatte.

»Die reicht auch für dich, Mönch!«

Er hatte ein Versprechen gegeben und würde es in die Tat umsetzen, denn er ging auf seinen Gegner zu.

Was tun?

Father Ignatius geriet nicht in wilde Panik. In diesem Augenblick dachte er scharf nach. Er wollte sich nicht so einfach niederschlagen lassen, gab allerdings auch zu, daß der junge Mann ihm an Kräften weit überlegen war.

Er hatte Kirk losgeschickt, Weihwasser zu holen. Es befand sich in der Sakristei, sogar in einer für ihn greifbaren Nähe, und dann bewegte er sich blitzschnell.

Mit einem Sprung hatte er das kugelige Gefäß erreicht, umfaßte die Kette, an der es hing, und schleuderte es herum.

Aus den Löchern an den Seiten spritzte das Wasser. Die Tropfen funkelten wie kleine Diamanten, und sie wirbelten genau in den Sprung Carter Eastlands hinein.

Er hatte bereits den rechten Arm angehoben, um zuschlagen zu können. Als ihn das Wasser erwischte und dabei auch in das Gesicht klatschte, schrie er auf, denn er mußte einfach das Gefühl haben, von Säurespritzern getroffen zu sein.

Das Weihwasser brannte auf seiner Haut. Er riß die linke Hand hoch und preßte sie gegen sein Gesicht. Dann taumelte er zurück, stieß gegen die Wand und bekam dort die nächste Ladung ab.

Er schrie.

Die Eisenstange fiel zu Boden. Er brauchte jetzt beide Hände, um sein Gesicht zu schützen, und Father Ignatius gab ihm noch eine dritte Ladung mit.

Wieder ein Schrei.

Diesmal nicht so laut, sondern durch die auf den Mund gepreßten Hände dumpf gemacht.

Der Mann bewegte sich, als wollte er die Tropfen von seiner Haut schütteln wie ein Hund das Wasser aus dem Fell. Er knickte ein. Sehr langsam rutschte er mit dem Rücken an der Wand herab zu Boden. An seine Waffe dachte er nicht mehr.

Er wimmerte nur noch.

Father Ignatius stand vor ihm und schaute auf ihn nieder. Er verspürte keinen Triumph, nur Mitleid mit diesem Menschen, der in

die Klauen des Bösen geraten war.

Teuflische Kräfte hatten ihn nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich verändert, so daß er all das ablehnte, was ihm früher viel wert gewesen war. Seine Beine hatte er angezogen, den Rücken hart gegen die Wand gedrückt, die Hände vor sein Gesicht gehalten.

Father Ignatius schaute auf den Kopf des Mannes. Im dunklen Haar gab es einige Lücken, so daß er auch auf der helleren Kopfhaut einige dieser schrecklichen Geschwüre erkennen konnte. Aber er sah noch etwas anderes. Die feinen Rauchschwaden, die wie dünne, zittrige Finger aus dem Haar in die Höhe stiegen und sich dort gebildet hatten, wo das Weihwasser auf die Kopfhaut geprallt war.

Er lebte noch, das Wasser hatte ihn nicht getötet, und der Mönch bat ihn, die Hände von seinem Gesicht zu nehmen.

»N… nein…«

»Soll ich es tun?«

Carter holte tief Luft. Danach gab er ein Geräusch von sich, das für Ignatius nicht zu identifizieren war. Es konnte ein Lachen, aber auch ein Weinen sein, beides war möglich.

Im Zeitlupentempo sanken die Hände nach unten. Dem Mönch ging es nicht schnell genug. Er dachte an Kirk, der unbedingt behandelt werden mußte. Zwar würde es in Farthham keinen Arzt geben, aber sicherlich einen Menschen, der eine Sanitäter-Ausbildung hinter sich hatte und sich mit diesen Verletzungen auskannte.

Ignatius erschrak, als er in das Gesicht schaute. Das meiste Weihwasser hatte den Mann dort erwischt, und die gesamte Haut zeigte sich verändert. Aus den dicken Geschwürwunden stiegen ebenfalls zittrige, dünne Rauchfahnen hoch und dort, wo sich die Haut so verändert hatte, löste sie sich allmählich ab.

Es war genau zu verfolgen, wie sie sich wellte, dabei sehr dünn war und abgezogen werden konnte.

Es kostete Ignatius zwar Überwindung, er tat es trotzdem. Mit spitzen Fingern griff er zu und zog ein kleines Stück von der alten Haut ab. Er rechnete damit, daß Carter Eastland schreien würde, doch er blieb stumm. Er schien keinerlei Schmerzen zu spüren. Zudem zeigte sich unter der Fläche kein Blut, sondern ein hellerer Lappen, als würde neue Haut nachwachsen.

Für den Mönch war dies ein sehr positives Zeichen. Er wußte nun, wie er die magische Pest heilen konnte. Und Weihwasser stand genug zur Verfügung.

»Es wird schon werden, Carter!« sprach er den Detektiv an. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Das bekommen wir alles hin. Ich werde dein Gesicht mit dem geweihten Wasser waschen. Dein Leiden wird ein Ende haben, das verspreche ich dir.«

Er hatte es plötzlich eilig, weil er einen Lappen suchte, den er

anfeuchten konnte.
Da erschien jemand an der Tür.
Es war Suko, und Ignatius atmete zum erstenmal seit langer Zeit wieder auf.

***

Ich hielt vor der Gaststätte.
Greta Morgan stieg zuerst aus. Wir hatten das so abgemacht, daß Beth und ich noch im Wagen sitzen bleiben sollten, denn Greta wollte erst mit ihrem Sohn und der Schwiegertochter sprechen, die beide nicht so in den Fall eingeweiht waren wie die Großmutter.
Beth rührte sich nicht. Sie saß neben mir, und es glich schon einem kleinen Wunder, daß sie überhaupt atmete. Ansonsten starrte sie gegen die Frontscheibe.
Die Sonne war weitergewandert. Wir hatten mittlerweile Nachmittag, und meine Gedanken beschäftigten sich bereits mit dem Abend und der folgenden Nacht, die bestimmt voll böser Überraschungen steckte.
Farthham lag ziemlich einsam. Wenn dieser Ort überfallen wurde, war es nicht möglich, rasch Hilfe zu holen. Da mußten sich die Bewohner schon selbst wehren.
Die Tür zur Gaststätte stand offen. Einige Gäste saßen an den Tischen, von Greta sah ich nichts.
Ich sprach Beth an und wollte wissen, ob sie sich jetzt besser fühlte.
»Lassen Sie mich in Ruhe.«
»Bitte, Beth, Sie müssen…«
»Ich muß gar nichts. Ich habe gespürt, wie Sie Carter töten wollten. Er ist in Ihren Augen kein Mensch mehr, er ist nur ein Veränderter, ein Besessener. Aber ich frage Sie. Hat nicht auch eine Kreatur wie er ein Recht darauf zu leben?«
»Bitte, ich…«
»Hören Sie auf. Er muß leben, er wird leben, und vielleicht ist es auch möglich, ihn zu heilen. Daran aber haben Sie nicht gedacht. Sie wollten ihn vernichten. Sie wollten, daß er nicht mehr…«
»Das stimmt nicht!«
Ich hatte so laut gesprochen, daß sie erschrak und den Kopf nach vorn drückte.
Meine Hand legte sich auf ihre rechte Schulter. »Verdammt noch mal, es stimmt einfach nicht, was Sie hier sagen. Ich wollte ihn retten, ich wollte ihn…«
Sie lachte und schrie zugleich. Dabei bewegte sie den Kopf vor und zurück. »Retten, Sinclair? Das können Sie mir nicht erzählen. Es gibt nichts zu retten, nicht auf Ihre Art und Weise. Ich hätte es geschafft, ich allein.« Sie zeigte dabei, mit dem Finger auf sich selbst und sprach noch lauter. »Nur ich hätte etwas erreicht. Durch meine Liebe

nämlich. Sie ist so stark, daß sie alles überwinden kann.«

»Das wäre schön.«

»Ja, Sie glauben mir nicht, Sinclair. Sie wissen nicht, wie es ist, wenn jemand liebt…«

»Sind Sie sich da so sicher?«

»Dann hätten Sie anders reagiert. Nicht so kalt, sondern viel menschlicher.«

»Ich habe getan, was ich tun mußte.«

Wütend winkte sie ab und schaute ebenso wie ich zu, wie Greta die Gaststätte verließ. Die alte Frau war allein. Für einen Moment blieb sie stehen,, blinzelte in die Sonne, und ihr Gesicht hatte dabei einen nachdenklichen Ausdruck angenommen.

Dann kam sie langsam vor.

»Und was halten Sie von Ihrer Großmutter, Beth? Hat sie auch falsch gehandelt?«

»Lassen Sie Greta aus dem Spiel.«

»Sie steckt aber mit drin.«

Beth schwieg, drehte sich um, stieg dann aus, weil Greta Morgan ihr zugewinkt hatte.

Auch ich verließ den Wagen. Die Tür hämmerte ich laut zu. Ich war wütend, zornig und fragte mich, ob Beth jemals wieder Vernunft annehmen würde.

Wir mußten auf sie ein wachsames Auge haben. Auch wenn sie nicht zu den Veränderten gehörte, indirekt aber stand sie auf deren Seite, und da befürchtete ich Schlimmes für die Zukunft.

»Haben Sie Ihre Kinder eingeweiht?« fragte ich die Frau.

»Ja.«

»Wie reagierten sie?«

Greta winkte ab. »Ich kann Ihnen keinen Vorwurf machen. Sie glaubten mir nicht.«

»Es ist auch schwer.«

»Was wollen Sie jetzt tun?«

»Sie bitten, bei Ihrer Enkelin zu bleiben. Ich möchte mich ein wenig im Ort umsehen.«

Beth fuhr herum. Sie fauchte mich förmlich an. »Da wollen Sie dann nach Carter Eastland suchen, wie? Sie wollen ihn töten, wenn Sie ihn finden. Sie wollen ihn…« Ihre Stimme war so laut, daß sie selbst im Lokal gehört werden konnte.

»Sei endlich still!« fuhr Greta ihrer Enkelin in die Parade. »John Sinclair wird wissen, was er tut.«

»Ja, er wird töten!«

Ich schüttelte den Kopf. Diese Person war einfach nicht zur Vernunft zu bringen. »Gehen wir erst einmal hinein«, schlug ich vor und blieb dicht bei Beth.

»Aber durch den Hintereingang«, sagte Greta. »Ich kann auf Neugierige verzichten.«

Diese alte Dame war bewundernswert, und ich verglich sie mit der Horror-Oma Sarah Goldwyn. Sie gehörten beide zu einer Generation, die es gelernt hatte, sich durchzusetzen, und die auch im Alter noch die Kraft besaß, andere zu führen oder ihnen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Beth hielt den Kopf gesenkt. Sie weinte zwar nicht, aber sie stand dicht davor. Das merkte auch ihre Großmutter und sprach ihr tröstend zu. Auf mich hatte Beth nicht gehört, aber auf die Großmutter auch nicht. Immer wieder schüttelte sie störrisch den Kopf und sprach davon, Carter Eastland zu suchen.

»Es hat doch keinen Sinn, Kind. Du verrennst dich da in etwas. Bestimmt hat dein Freund Farthham längst verlassen.«

»Nein, nein!«

»Woher weißt du das?«

Beth preßte die Hände zu Fäusten zusammen und schaute zu den Berghängen hin, über die das Sonnenlicht eine goldene Decke gelegt hatte. »Das spüre ich. Ich spüre genau, daß er noch hier in der Nähe ist. Es ist einfach das Band zwischen uns. Keiner kann es zerreißen, auch ihr schafft es nicht.«

»Wir werden später darüber reden«, sagte Greta und öffnete die schmale Hintertür an einem Anbau.

»Jetzt wirst du dich auf deinem Zimmer ausruhen. Wenn du einschläfst, wäre mir das am liebsten, denn nichts tut so gut wie ein tiefer Schlaf.«

»Das will ich aber nicht.«

»Ich bleibe bei dir.«

»Wie bei einem kleinen Kind - oder?«

»Gut, Beth, wenn du nicht willst, lasse ich dich allein.«

Wir waren noch immer nicht ins Haus gegangen. Wenn ich ehrlich sein sollte, so kam ich mir zwischen den beiden unterschiedlichen Frauen ziemlich deplaziert vor. Ich hatte einfach das Gefühl, daß die Musik woanders spielte.

»Mutter! Mutter!« Der Ruf einer Männerstimme erreichte uns, und Greta drehte sich um.

Um die Ecke des Anbaus lief ein breitschultriger Mann von etwa fünfzig Jahren. Er trug ein kurzärmeliges, schwarzes Hemd und hellblaue Jeans dazu.

»Mein Sohn!« flüsterte Greta.

Der Mann hatte dieselbe Haarfarbe wie seine Tochter.

»Was ist denn, Craig?«

Der Mann blieb stehen, schaute erst seine Tochter Beth, dann seine Mutter an. Aber er fragte mich.

»Sind Sie ein gewisser John Sinclair?«
»Ja.«
»Da ist ein Anruf für Sie gekommen.«
»Bei Ihnen?« Ich war überrascht.
»Ja, ein Mann namens Suko oder so ähnlich. Er will sofort mit Ihnen reden.«
»Gut, ich komme.«
Craig Morgan lief vor mir her. Er hatte einen stampfenden Gang und streckte seinen Kopf beim Gehen vor. Unter dem Hemd zeichneten sich die Muskeln ab. Er gehörte zu den Menschen, die zupacken konnten. Im Gastraum war es kühler als draußen und auch düsterer, denn durch die kleinen Fenster fiel nur wenig Licht.
Das Telefon stand auf der Theke. Zwei ältere Männer, die ihr Bier schlürften, schauten mir zu, wie ich den Hörer in die Hand nahm und mich meldete.
»John, du mußt sofort zur Kirche kommen. Wir haben hier einen Verletzten und auch Carter.«
»Tatsächlich?«
»Ich lüge nicht.« Suko lachte leise.
»Wer ist der Verletzte?«
»Pfarrer Kirk. Father Ignatius war mit ihm zusammen. Niedergeschlagen wurde Kirk von Eastland. Aber unserem Freund ist es gelungen, ihn durch den Einsatz von Weihwasser ruhigzustellen. Einen Arzt wird es nicht geben. Bring deshalb den Erste-Hilfe-Kasten mit.«
»Ja, mach' ich.«
»Ach so, wir halten uns in der Sakristei auf. Du mußt um die Kirche herumgehen.«
»Alles klar.«
Ich legte auf und verließ den Pub. Eigentlich hatte ich noch vorgehabt, mit den beiden Frauen zu sprechen, aber das erübrigte sich jetzt. Suko und die anderen waren wichtiger.
Ich stieg wieder in den Wagen und fuhr ab. Ein schlechtes Gewissen hatte ich schon, weil ich Beth allein zurückließ, aber ich konnte nicht auf alle Rücksicht nehmen.
Die Entwicklung des Falles gefiel mir überhaupt nicht. Es gab eine Bedrohung, das stand fest, aber ich wußte nicht genau, von wem und wodurch. Es passierte zwar immer etwas, aber es war einfach zu wenig, um den gesamten Fall aufrollen zu können.
Wer war derjenige, der hier die Fäden zog? Wer hatte die Nachfolge des teuflischen Knappen angetreten?
Oder war dieser Ampitius selbst zurückgekehrt, um furchtbare Rache zu nehmen?
Alles war möglich, die Wahrheit aber würde ich erst später

herausfinden.

Unter den Reifen knirschte der feine Kies, als ich auf den Platz vor der Kirche einbog. Auf seiner Oberseite war der Hügel doch ziemlich breit.

Ich stieg aus.

Stille umfing mich. Nicht weit entfernt sah ich das Gräberfeld eines Friedhofs. Das Areal wirkte sehr gepflegt. Von einer in der Nähe lauernden Gefahr entdeckte ich nichts.

Den Weg zur Sakristei hatte ich sehr schnell gefunden. Noch bevor ich die Tür geöffnet hatte, hörte ich schon die Stimmen. Dann stand ich auf der Schwelle, den Erste-Hilfe-Kasten unter den rechten Arm geklemmt und schaute erst auf den Verletzten.

»Danke«, sagte Suko nur, als er mir den Kasten abnahm, um sich um den Verletzten zu kümmern.

Father Ignatius lächelte mir zu. Er machte auf mich einen gelösten Eindruck.

Auf dem Boden, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, saß Carter Eastland, der Mann, um den sich so vieles drehte. Er hatte die Hände flach auf seine Oberschenkel gelegt, sein Gesicht lag frei, und mir fielen sofort die Veränderungen seiner Wunden auf.

Sie waren nicht mehr so dick und standen auch nicht so stark nach außen vor. Eher hatten sie den Anschein, als wären sie dabei zu verkrusten, und an bestimmten Stellen hatte sich eine helle, dünne Haut gebildet, die bereits einen Teil der Wunden bedeckte.

»Wie war das möglich?« fragte ich Ignatius.

»Durch Weihwasser, John. Ich habe es mit geweihtem Wasser geschafft. Anscheinend war seine Veränderung noch nicht tief genug. Ich glaube, daß die Wunden sehr bald ganz verheilt sind und nur noch Narben zurückbleiben werden.«

»Ja, das wollen wir hoffen.«

Zwar hatte mich Carter Eastland wahrgenommen, aber er sprach mich nicht an. Er sah aus wie ein Mensch, der sich zurückgezogen hatte und völlig in seinen Gedanken versunken war.

Auf meine Fragen gab er keine Antwort. Nur einmal runzelte er die Stirn, als wollte er mir dadurch zeigen, daß er dabei war, über etwas nachzudenken.

»So, das hätten wir«, sagte Suko, der sich von uns beiden am besten in der Ersten Hilfe auskannte.

Er hatte dem Pfarrer einen prächtigen Kopfverband angelegt. Der Mann war auch wieder aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht, war aber zu schwach, um sprechen zu können. Sein Blick hatte etwas Apathisches an sich.

»Wohin mit ihm?« fragte Suko.

»Am besten ins Pfarrhaus«, schlug der Mönch vor. »Ich zeige dir den

Weg, Suko. Schau mal nach. Den Schlüssel zum Haus muß Pfarrer Kirk in der Tasche haben.«

Suko fand ihn schon beim ersten Versuch. Danach hob er den Verletzten behutsam an und trug ihn wie ein kleines Kind aus der Sakristei. Father Ignatius folgte ihm, und ich blieb allein mit Carter Eastland zurück. Ich ließ ihn nicht aus dem Blick und dachte darüber nach, was er wußte oder wissen könnte.

Er hatte auf der anderen Seite gestanden, er war jetzt auf dem Weg zur Heilung, er hatte mein Kreuz gehaßt, jetzt wollte ich herausfinden, ob dies immer noch der Fall war.

Er zuckte mit keiner Wimper, als ich mich bewegte und das Kreuz hervorholte.

»Schau es an, Carter!«

Er hob den Blick.

Seine Augen blieben normal. Keine Reaktion, kein Haß, kein Widerwillen darin.

Aber auch keine Freude.

Ich war versucht, das Kreuz gegen sein Gesicht zu drücken, aber ich ließ es bleiben. Es war bereits ein erster Heilungsprozeß eingeleitet worden, die auf magische Art und Weise entstandenen Geschwüre zogen sich allmählich zurück und trockneten aus. Ich wollte es auch dabei belassen.

Natürlich war mir die offene Bodenklappe aufgefallen. Meine Neugierde wurde angestachelt. Ich schaute auf die Leiter und in einen schmalen Gang hinein, der tatsächlich durch elektrisches Licht ausgeleuchtet wurde.

»Er führt zu den anderen…«

Ich drehte mich um.

Carter saß noch immer auf seinem Platz. Nur hatte sich seine Haltung verändert. Er hatte den rechten Arm angehoben und ausgestreckt, wie auch den Zeigefinger. Damit deutete er die Richtung an.

Durch die leichte Krümmung sah ich, daß der Nagel auf die Lukenöffnung zielte.

»Zu den Verruchten?«

»Ja.«

»Wo sind sie?«

»Tief im Keller. Sie warten auf die große Stunde. Sie haben den Schädel dort.«

Ich konnte nicht so rasch folgen und wollte wissen, was es für ein Schädel war.

»Ampitius.«

»Aber der ist tot. Seit…«

»Sein Totenschädel. Er wurde ausgegraben. Sie haben ihn. Sie

erwarten die Kraft des Knappen, des Alchimisten, der versucht hat, den Tod zu besiegen und sich dabei mit der Hölle verbündete. Er liebte es, die Menschen zu zeichnen, er konnte die magische Pest bringen, und er hat oft davon Gebrauch gemacht.«

Das waren ja völlig neue Erkenntnisse. Mit einem Totenschädel als Erbe hatte ich nun nicht gerechnet. »Wie machte er denn Gebrauch davon?« fragte ich.

Carter Eastland bewegte seine Schultern. Es sah aus, als wollte er sich erheben, dann blieb er doch sitzen und flüsterte mir eine Antwort entgegen, die einige Rätsel löste. »Es war der magische Handschuh, Ampitius besaß ihn. Wenn er ihn überstreifte und damit jemand berührte, bekam dieser Jemand die Pest. So ist es mir ergangen. Es hat sich kein Schwamm in mein Gesicht gedrückt, sondern ein Handschuh. Ich weiß es jetzt genau, das Rätsel hat sich gelöst. Man hat es mir gesagt, denn ich empfing es als ferne Botschaft, als ich noch zu ihnen gehörte. Der Handschuh ist wichtig, nur der Handschuh. Ihn mußt du finden, wenn du noch etwas retten willst.«

»Klar, aber wo finde ich ihn?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wer könnte ihn haben?«

Carter hob die Schultern.

Ich gab trotzdem nicht auf. »Jemand aus dem Ort? Könnte es sein, daß ihn ein Bewohner in Farthham gefunden hat?«

»Es ist alles möglich.«

»Aber er hat die Zeit überdauert, nicht wahr?«

»Ja, hat er. Und deshalb kann er auch heute die magische Pest bringen.«

Obwohl ich jetzt mehr wußte, war ich nicht gerade glücklich. Diesen mit einer bösen Macht infizierten Handschuh im Besitz eines Fremden zu wissen, gefiel mir gar nicht. Er mußte unter allen Umständen gefunden und zerstört werden.

»Was ist mit dem Schädel? Gibt es zwischen ihm und dem Handschuh einen Zusammenhang?«

»Ich kann es nicht sagen.«

Okay, ich glaubte ihm, aber ich wollte nicht mehr länger hier in der Sakristei bleiben und Fragen stellen. Ich mußte mir die Antworten selbst holen, und da dachte ich daran, daß mich der erste Weg zunächst einmal dorthin führen mußte, wo sich der Schädel befand. Er und die Veränderten konnten mich möglicherweise auf die Spur des Handschuhs und dessen Träger bringen.

Ob es noch eine Verbindung zu den Horror-Reitern gab, darum konnte ich mich später kümmern.

Der Schädel des Alchimisten war jetzt wichtiger geworden.

Als ich in die Luke hineintauchte, hörte ich noch die warnende

Stimme des Detektivs. »Sei vorsichtig, John Sinclair. Du darfst hier keinen unterschätzen.«

»Keine Sorge, das packe ich schon.«

Ich glitt in eine andere Welt hinein. Düster, trotz des Lichts, und muffig.

Eigentlich hätte ich schon etwas hören müssen, denn ich wußte, daß sich die Gefangenen nicht ruhig verhielten, aber aus ihrer Richtung wehte mir allein die Stille entgegen.

Das Echo meiner eigenen Schritte begleitete mich in den Tunnel hinein.

Er wurde an manchen Stellen sehr schmal, daß ich mich drehen mußte. Manchmal hatte ich auch das Gefühl, belauert zu werden, drehte mich, sah aber keinen.

Das ungute Gefühl in meinem Innern verstärkte sich. Ich wußte, daß irgend etwas passieren würde.

Daß sich möglicherweise etwas verändert hatte und ich wieder am Beginn stand. Hier wurden Netze gewoben, deren Fäden kaum zu durchreißen waren.

Sechs Menschen hatten die magische Pest bekommen. Sie alle mußten mit dem verfluchten Handschuh des Alchimisten in Berührung geraten sein.

Nur ich hatte ihn noch nicht gesehen.

Dafür erreichte ich die Grube. Sie lag im letzten Licht der Lampe. Für einen Moment dachte ich daran, daß es noch nicht lange her war, als ich ebenfalls vor einer Grube gestanden hatte.

Sie war mit Pfählen bestückt gewesen, diese hier nicht.

Dennoch erwischte es mich eiskalt. Ich hatte sechs Menschen erwartet und einen Schädel.

Den Schädel sah ich nicht, die sechs Menschen aber waren noch da. Sie lagen auf dem Boden der Grube und rührten sich nicht.

Sie waren tot!

***

Bleiche, verzerrte, wie gewachste Gesichter starrten zu mir hoch. Ich selbst hatte Mühe, mich zu halten, spürte das kalte Rieseln auf meinem Rücken und den gleichzeitigen Druck, der sich in Höhe des Halses ausbreitete, als wollte er meine Kehle zusammenklemmen. Es war so furchtbar, so schlimm, denn mit dieser Ansammlung von Leichen hatte ich nicht rechnen können.

Aber wer war der Täter? Wer war dabei, Spuren zu löschen oder neue zu legen?

Und wie war er hier in den Stollen hineingekommen? Ich holte meine Lampe hervor und leuchtete in die enge Finsternis. Ziemlich weit von mir entfernt lief der Gang nicht mehr normal waagerecht

weiter, sondern stieg leicht an.

Das war die Lösung.

Es gab noch einen zweiten Ein- oder Ausstieg. Und der furchtbare Killer hatte ihn genommen.

Ich bekam keine Todesahnungen, aber ich spürte schon, daß der Druck auf mir noch härter lastete.

Ich verglich den Fall mit einem Geschenk, das intervallweise ausgepackt wurde. Immer nur ein kleines Stück, bis das Geheimnis gelüftet war.

Wieder hatte man uns etwas preisgegeben, ohne allerdings zuviel zu verraten.

Jedenfalls wußte ich, daß Mister Unbekannt da war. Daß ein dämonischer Killer durch die Gänge schlich, ein Untier, das aus der Vergangenheit möglicherweise erschienen war und diese grausamen Taten beging.

Ich drehte mich um.

Diesen letzten Anblick zu verkraften, fiel mir schwer. Er war kaum zu begreifen, da ich mir einfach kein Motiv vorstellen konnte. Alles erschien mir so schrecklich widersinnig.

Aber ich dachte auch daran, welch ein Glück Carter Eastland gehabt hatte. Ich gönnte es ihm, und ich hätte ihm auch die Liebe der jungen Beth Morgan gegönnt.

Ob es aber für alle Beteiligten dieses Falles ein Happy End geben würde, daran konnte ich nicht glauben…

***

Er war zufrieden, er hatte es geschafft und die Verräter vernichtet. Sie waren entdeckt worden, andere mit mächtigen Waffen standen gegen sie, und da waren sie nutzlos geworden. So und nicht anders dachte der Handschuherbe.

Der Pestbringer hatte sich nach der schrecklichen Tat sofort wieder zur Flucht gewandt. Wichtig waren für ihn der Schädel und der Geist des Alchimisten. Beide zusammen hielten die magische Brücke aufrecht, über die in der folgenden Nacht das Grauen einkehren sollte.

Er hatte den Ort leider nicht so präparieren können, wie es vorgesehen war, aber das war nicht weiter tragisch. Er würde es auch schaffen zu improvisieren.

Das Ende des Fluchttunnels war erst zu erkennen, wenn man es fast erreicht hatte. Dicht wachsendes Gesträuch verbarg es auch den Blicken von der anderen Seite.

Der mehrfache Mörder war trotz seiner magischen Kraft sehr vorsichtig. Er hatte auch nicht vergessen, welche Gegenmacht sich im Ort aufgebaut hatte.

Sinclair und der Chinese!

Er kannte beide, die kannten ihn, und er hatte nicht damit gerechnet, daß sie so schnell erscheinen würden. Auch seine großartigen Helfer wußten Bescheid. Sie hatten ihm Mut gemacht, nicht aufzuhören, denn wann bekam er schon die Chance, in einem so eng begrenzten Raum mehrere Fliegen mit einer Klappe zu schlagen.

Er zischte seine Wut hinaus, dann schob er vorsichtig die Zweige so weit zur Seite, daß eine Lücke entstand.

Niemand hielt sich in der Nähe auf. Nur der Wind erreichte ihn. Er war etwas stärker geworden, denn das passierte jeden Tag, wenn sich der Nachmittag dem Ende zuneigte.

Er kroch aus der Öffnung, glitt auf allen vieren durch das Gras und rollte sich hinter einen Baumstamm in Deckung.

Dort blieb er zunächst liegen.

Vögel flatterten weg, als hätten sie sich vor ihm erschreckt. Der Killer verzog seine strichschmalen Lippen zu einem bösen Lächeln. Er verspürte den Wunsch, einen Vogel zu fangen und ihn langsam zu zerquetschen. Er war kein Mensch, er war das Böse, er brachte den Tod, er vernichtete für sein Leben gern.

Und er liebte die Untoten…

Als er von seinem erhöht liegenden Standort hinab in das Dorf schaute, stellte er sich vor, daß zwischen den schmalen Straßen und Gassen ein Heer von Zombies wandeln würde, die Menschen aus den Häusern zerrten und sie vernichteten.

Diese Bilder bereiteten ihm Freude, und irgendwann würde es auch dazu kommen.

Sehr langsam drehte er den Kopf ein wenig nach links. Er war auf ein bestimmtes Haus fixiert. Es lag ungefähr in der Dorfmitte, war aber gut zu erkennen.

Dort lebte eine Person, die er schon mehrmals heimlich beobachtet hatte.

Sie stand auf seiner Liste.

Sie war jung, sie war verliebt in den Mann, der ihr entrissen worden war.

Und dafür sollte diese verfluchte Beth Morgan büßen.

Er richtete sich auf.

Ein Schauer durchrieselte ihn.

Für ihn war es der Odem des Bösen, der heiße Atem des Teufels und der Hölle, die überall zu finden war, besonders dort, wo er sich aufhielt.

Ach so, der Killer hatte auch einen Namen.

Er hieß Cigam!

ENDE des ersten Teils